Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 46 — Marburg i. H., den 15. November — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die Verfluchung des Feigenbaums — Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums — Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments (Kautzsch) — Der Prophet Esra (Gunkel) — Die Lage im Orient und die Haltnng Deutschlands. Erste Hälfte — Johannisfeuer. Drama von Sudermann — Verschiedenes: Ein Menschendasein; Siebenbürgen; Zu Harnacks Wesen des Christentums; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Die Verfluchung des Feigenbaums

Matth. 21, 18—19

Ein eisiger Schauer durchrieselt uns, das Blut starrt uns in den Adern, wenn wir diese Erzählung in ihrer furchtbaren Schlichtheit lesen oder hören.

Leidenschaftlicher Zorn, ausgelassen an einem vernunftlosen unfreien Wesen, in Jesu Herz und Worten! Ein geradezu sündhafter Fluch, verhängt über einen Baum, der es doch nicht selbst verschuldet hatte, daß er keine Früchte trug (vgl. Mark. 11, 13b), von Jesu Lippen! Wir vermögen es nicht zu fassen. Unwillkürlich fragen wir: Kann das sich wirklich so zugetragen haben? —

Wir gewöhnlichen Menschenkinder schleudern wohl einen Gegenstand, der uns nicht zu Willen ist, fort oder zertrümmern ihn aus Aerger und Wut, bisweilen mit einem kräftigen Fluch. Aber Jesus, der Sohn Gottes — sollte der sich so wenig haben beherrschen können wie wir?

Glücklicherweise sind wir in der Lage, der vorliegenden Erzählung auf den Grund zu gehen, ihre Entstehung, ihren ursprünglichen Sinn zu ermitteln, so daß alle Schatten von Jesus schwinden. Sie erklärt sich aus Luk. 13, 6 ff. Dort lesen wir das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum. Der soll abgehauen werden. So will es der Herr des Gartens. Doch der Gärtner legt sich ins Mittel und bittet: „Herr, laß ihn noch dieses Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.“

Hier in unsrer Erzählung erscheint derselbe Feigenbaum, und zwar nach Ablauf jenes Jahres, in welchem treue Gärtnerarbeit sich abermals an ihm vergeblich versucht hatte, so daß ihn jetzt die Verwerfung trifft.

Unsre Erzählung ist demnach *ursprünglich* eine Fortsetzung des Gleichnisses Luk. 13, 6, also selbst ein *Gleichnis* gewesen. Erst die spätere Ueberlieferung hat ihr den Gleichnischarakter genommen und aus ihr eine *Geschichte*, eine Begebenheit gemacht.

Der Feigenbaum ist das Volk Israel, das im stolzen Vertrauen auf seine Gesetzesgerechtigkeit und Werkheiligkeit keine *rechtschaffenen Früchte* der Buße zeitigt, keine wahre *Sinnesänderung* zeigt. Gott will es verwerfen. Da kommt Jesus und bittet für sein Volk um eine Gnadenfrist, in der er sich bemüht, es zu wirklicher Herzensbuße zu führen. Doch umsonst. Israel bekehrt sich nicht. Die Gnadenfrist läuft ab. Das Strafgericht bricht herein.

Somit handelt es sich in der vorliegenden Erzählung nicht um einen leidenschaftlichen Zornesausbruch Jesu, sondern um ein berechtigtes göttliches Strafgericht, das auch uns trifft, wenn wir, wie Israel, unbußfertig bleiben, die dargebotene Gnade hartnäckig verschmähen, Jesu Hunger nach unsern Seelen, die er für sein und seines Vaters Reich gewinnen will, nicht stillen. Davor behüte uns Gott! Treue Gärtnerarbeit hat Jesus an uns verrichtet und verrichtet sie noch. Durch die Taufe sind wir seiner Obhut und Pflege anvertraut. Und er läßt sie uns angedeihen in seinem Evangelium und Sakrament. Er ists, der durch die sühnende Kraft seines allgenugsamen Opfers Gott immer wieder in den Arm greift, daß er unsre Gnadenfrist verlängert, uns für unsre Vorbereitung auf die Ewigkeit noch Zeit läßt.

Wollen wir diese Gnadenfrist nicht treulich benutzen? Wollen wir den Reichtum der in Jesus geoffenbarten Güte, Geduld und Langmütigkeit Gottes verachten? Wollen wir uns dadurch auch in Zukunft nicht zur gründlichen Sinnesänderung leiten lassen? Wollen wir durch Trotz wider besseres Wissen die religiöse und sittliche Selbstvernichtung an uns vollziehen, in Verstocktheit dem sichern Untergange entgegeneilen? Soll derselbe Heiland, der für unsre Begnadigung eintritt, uns vor seinem himmlischen Vater verleugnen, ja verfluchen müssen? Sollen seine von uns verschmähten Wohlthaten wider uns zeugen zur ewigen Verwerfung?

Wir wollen die Verfluchung des Feigenbaums uns eine Warnung sein lassen. Wir wollen wirkliche Herzensbuße thun!

Lillie

Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums

Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten von *Adolf Harnack*. Zweite, berichtigte Auflage (6. bis 15. Tausend). Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1900. 189 Seiten. 3,20 Mk., gebunden 4,20.

Während Tausende von Gebildeten und Halbgebildeten sich an Haeckels „Welträtseln“ berauschen, hält Adolf Harnack in Berlin — nach seiner Angabe vor etwa sechshundert, nach Angabe Anderer vor etwa tausend — Studierenden aller Fakultäten Vorlesungen über das Wesen des Christentums. Das ist ja auch ein Zeichen der Zeit. Wir sehen daraus, wie stark sich die Gegensätze entwickeln, aber auch, wie lebendig in unsrem heutigen Geschlechte die letzten Probleme als drückend und lösungsbedürftig empfunden werden. Wenn irgend eine Zeit günstig bereiteten Boden für das Evangelium bietet, so die unsre. Freilich wird es dabei bleiben, daß viel Samen auf den Weg, viel unter die Dornen und auf felsigen Boden fällt. Etliches aber fällt doch auf gutes Land!

Unter den Säeleuten erscheint jetzt auch Harnack. Es ist eine That, die er gethan, daß er diese Vorlesungen gehalten und sie nun im Druck dem weiteren gebildeten Publikum vorgelegt hat. Wenn unsre Kirche wäre, wie sie sein sollte, so müßte sie ein einziges großes Dankwort an Harnack auf den

Lippen haben. Was that er seiner Kirche für einen Dienst! Denn redete er auch nur als Historiker, so wird sein ganzes Werk vom ersten bis zum letzten Wort eine starke wirkungsvolle Apologie des Christentums. Der Historiker redet, aber in Harnack hat der Historiker den Theologen und den Christen nicht erstickt. Gerade das giebt dem Buch einen so großen Zauber, eine so überzeugende Gewalt, daß über dem Ganzen die wohlthuende Wärme einer tiefernsten Ueberzeugung lagert. Harnack befragt die Geschichte nicht nach Antwort auf irgendwelche interessante, gelehrte Probleme, sondern nach Antwort auf die große Frage, die die Grundfrage aller evangelischen Theologie bildet: Was ist das Evangelium? So fragt er, man fühlt es, um seiner eignen Seele willen und um derer willen, die mit Zweifeln, Anfechtungen, Unklarheiten und verwirrenden Zeitstimmen zu kämpfen haben. Die Antwort gewinnt er mit Hilfe seiner gelehrten Forschung. Nicht als ob diese selbst die Antwort bieten könnte. Harnack sagt das ergreifende Wort:

Es ist eine herrliche Sache um die reine Wissenschaft, und wehe dem, der sie gering schätzt oder den Sinn für die Erkenntnis in sich abstumpfte! Aber auf die Frage nach dem Woher, Wohin und Wozu giebt sie heute so wenig eine Antwort wie vor zwei- oder dreitausend Jahren. Wohl belehrt sie uns über Thatsächliches, deckt Widersprüche auf, verkettet Erscheinungen und berichtigt die Täuschungen unsrer Sinne und Vorstellungen. Aber wo und wie die Kurve der Welt und unsers eignen Lebens beginnt — jene Kurve, von der sie uns nur ein Stück zeigt — und wohin diese Kurve führt, darüber belehrt uns die Wissenschaft nicht. Wenn wir aber mit festem Willen die Kräfte und Werte bejahen, die auf den Höhepunkten unsers innern Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst aufstrahlen, wenn wir den Ernst und den Mut haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten, und wenn wir dann auf den Gang der Geschichte der Menschheit blicken, ihre aufwärts sich bewegende Entwicklung verfolgen und strebend und dienend die Gemeinschaft der Geister in ihr aufsuchen — so werden wir nicht im Ueberdruß und Kleinmut versinken, sondern wir werden Gottes gewiß werden, des Gottes, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat, und der auch unser Vater ist. (Seite 188)

Gewiß, die Wissenschaft thuts nicht; aber soll jenes höchste Gut in den Seelen aufstrahlen, so muß ein möglichst reines Bild von dem, was Evangelium ist, in sie hineinfallen. Dies Evangelium in seiner ganzen Reinheit, befreit von den zwar ehrwürdigen, aber immerhin menschlichen Zuthaten, ohne deren Belastung es nun einmal keine geschichtlich wirksame Größe werden kann, herauszuarbeiten, das leistet die theologische Wissenschaft, in ihr nicht zum wenigsten die Kirchengeschichte. Und so nimmt denn auch die Antwort auf die Frage nach dem Wesen und Inhalt des Evangeliums die gute Hälfte des ganzen Harnackschen Buches ein, und wenn in der zweiten Hälfte in großen Zügen der Gang des Evangeliums durch die Geschichte verfolgt wird und seine bedeutsamsten Ausprägungen geschildert werden, bildet die Spitze des Interesses immer wieder die Frage, welche Modifikationen in der verschiedenen Ausgestaltung des Evangeliums es erlebt und was aus ihm geworden ist.

Es macht mit den hohen Wert des Buches aus, daß — ich berührte es schon — das Evangelium so dargestellt wird, daß die Unklarheiten, Verschiebungen, Probleme, mit denen es in der Gegenwart teils belastet ist, teils belastet zu werden droht, energisch in den Vordergrund geschoben und abgethan werden. Harnack bespricht da:

das Evangelium und die Welt, oder die Frage der Askese;
das Evangelium und die Armut, oder die soziale Frage;
das Evangelium und das Recht, oder die Frage nach den irdischen Ordnungen;
das Evangelium und die Arbeit, oder die Frage der Kultur;
das Evangelium und den Gottessohn, oder die Frage der Christologie;
das Evangelium und die Lehre, oder die Frage nach dem Bekenntnis.

Jeder, der sich um die Dinge der Gegenwart einigermaßen kümmert, sieht sofort, daß die Fragen, die hier mit dem Evangelium konfrontiert werden, brennende Zeitfragen sind, die alle mehr oder weniger in falscher Weise mit dem Evangelium thatsächlich verbunden werden. Man mag im Einzelnen gewiß hier und dort anders urteilen als Harnack, daß aber die

Hauptprobleme ihre richtige Lösung gefunden haben, ist sicher. Und vielleicht wird auch mancher Pfarrer aus diesen Ausführungen eine heilsame und für sein gesamtes Wirken wertvolle Klärung holen können. Welch ein Dienst aber ist unsern Gebildeten gethan, wenn ihnen hier ein sichrer, besonnener Führer sich bietet, der sie durch das Gewirr widersprechender Anschauungen ohne Zudringlichkeit zu einem festen, klaren Standpunkt geleitet! Wo haben wir in unsrer ganz überreichen modernen christlichen Litteratur ein Buch, das auf wenigen Seiten in einer geistvollen Sprache solche Orientierung böte!

Ich sagte, daß man wohl in Diesem und Jenem anders denken könnte als Harnack, ohne daß deshalb das Ganze fiele. Einen Punkt, an dem gewiß nicht ich allein, sondern Viele Anstoß genommen haben, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er in der That mehr Verwirrung anrichten, als zur Klärung dienen kann. Ich meine die Antwort auf die Frage: „Wie hat sich Jesus selbst zu seinem Evangelium gestellt; nimmt er eine Stellung in ihm ein?“ (Seite 90.) Harnack antwortet: „Wir haben hier eine negative und eine positive Antwort zu geben.“ — „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Ich halte hier eine Vereinigung von negativ und positiv für unmöglich. Hier gilt ein Entweder — Oder. Es ist nicht so, daß Jesus in seinem Evangelium sich selbst nicht eine Stellung angewiesen habe. Man denke nur — und auch Harnack macht Seite 81 auf die Wichtigkeit dieses synoptischen Wortes aufmerksam — an die Stelle: „Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Und unmittelbar darnach: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir.“ Harnack sagt selbst unter dem Eindruck jenes Wortes: „Jesus ist überzeugt, Gott so zu kennen, wie Keiner vor ihm, und er weiß, daß er den Beruf hat, allen Andern diese Gotteserkenntnis — und damit die Gotteskindschaft — durch Wort und That mitzuteilen.“ Wahrlich, wer die Gotteskindschaft mitteilen kann und muß, der gehört doch ins Evangelium hinein! Wenn aber Harnack an den Zöllner im Tempel, an das Weib am Gotteskasten, an den verlornen Sohn erinnert und sagt: „sie alle wissen Nichts von einer »Christologie«, und doch hat der Zöllner die Demut gewonnen, der die Gerechtsprechung folgt“, so handelt es sich doch in diesen Geschichten nicht darum, zu zeigen, wie Demut und Opferfreudigkeit zu Stande kommen, sondern um deren Beurteilung. Daß es echte Demut und echte Opferfreudigkeit auch ohne Jesus, ohne „Christologie“ gab und giebt, wer will das bezweifeln? Aber daß sie so hoch zu werten sind vor Gott und Menschen, das lehrt eben Jesus, das verkündet er mit seiner Person. Daß er diese Geschichten erzählt, daß er so accentuiert, das macht es. Auch hierfür kann ich mich auf Harnacks eigne Worte berufen: „Pharisäische Lehrer hatten verkündigt, im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe sei Alles befaßt; herrliche Worte hatten sie gesprochen; sie könnten aus dem Munde Jesu stammen! Aber was hatten sie damit ausgerichtet? . . . Worte thun es nicht, sondern die Kraft der Persönlichkeit, die hinter ihnen steht“ (Seite 31); ja noch stärker spricht Harnack diesen großen, richtigen Gedanken Seite 91 aus: „er (Jesus) ist die persönliche Verwirklichung und die Kraft des Evangeliums gewesen und wird noch immer als solche empfunden.“ Ich meine, wenn das zu Recht besteht, dann ist für uns eine Lösung des Evangeliums **von** seinem Verkündiger eine Unmöglichkeit.*) Das Evangelium bleibt ohne ihn unwirksam.

Aber ich wiederhole es: es wäre kleinlich, wegen solcher einzelner Punkte an diesem Buch zu mäkeln. Es ist ein großer Wurf. Und es muß Einer schon ein verknöcherter Philister sein, der sich nicht von der gewaltigen Geistesarbeit und dem imponierenden, ergreifenden Ernste, die ihn hier berühren, hin-

*) Dies bestreitet m. E. Harnack gar nicht. Er will S. 90 nur eine historische Bemerkung machen, deren Ton und Recht in dem Satze liegt: „wie Jesus es verkündigt hat.“ D. H.

nehmen ließe. Zum Reiz dieses Buches gehört nicht zum wenigsten die geistreiche Form und die edle, vornehme, lebendige und bilderreiche, treffende und konkrete Sprache. Harnack ist ein Meister in der Kunst scharfer Formulierung. Nirgends ein zudringliches Pathos, aber überall blitzen große und feine, weithin orientierende Gedanken auf, die es wert sind, gemerkt zu werden. Nimmt man den feinen Aufbau, die wohlabgewogene Gliederung des Ganzen hinzu, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß die Lektüre des Buches auch einen hohen ästhetischen Genuß bietet.

Wir leben so rasch, wir lesen und vergessen so rasch. Vieles verdient auch nichts Anderes. Harnacks „Wesen des Christentums“ wird diesem Schicksal nicht verfallen! Ich weiß von Manchem, der das Buch zwei und dreimal gelesen hat, weil es ihn nicht wieder loslassen wollte. In der That, es will nicht gelesen, es will von unsern Gebildeten studiert sein. Der Segen wird nicht ausbleiben. Drews

---

Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments

Unter diesem Titel ist im Verlage von J. C. B. Mohr, Freiburg, ein Werk, redigiert von E. Kautzsch in Halle unter Mitwirkung von sechzehn deutschen Gelehrten, erschienen, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals glauben hinlenken zu sollen. Bald nachdem die erste Lieferung erschienen, habe ich in der Christlichen Welt 1899 Spalte 161 kurz über Plan und Art des Unternehmens berichtet; inzwischen ist es, noch vor Schluß des Jahres 1899, vollendet worden und zwar in vierunddreißig Lieferungen zu dem ungemein niedrigen Subskriptionspreise von fünfzehn Mark, zwei stattliche Bände, XXXII 508 und 540 Seiten, im größten Oktav.

Die Bände sind so eingeteilt, daß der erste die Apokryphen umfaßt, d. h. die neben den kanonischen Büchern der Juden von der alten Kirche mehr oder minder einstimmig in ihr Altes Testament mitaufgenommenen spätjüdischen Schriften (oder Einschübe in kanonische Schriften, wie die Stücke in Daniel und Esther griechischen Ursprungs), der zweite die Pseudepigraphen, d. h. Bücher, die fälschlich irgend einer hervorragenden alttestamentlichen Persönlichkeit zugeschrieben worden sind und sich als Bestandteile alttestamentlicher Offenbarung geben. In der ersten Abteilung sind nicht bloß die aus Luthers Bibel allgemein bekannten Apokryphen eingestellt, sondern auch die in einigen Volksbibeln der reformierten Kirche, natürlich auf Grund älterer Überlieferung außerdem festgehaltenen, das dritte Esrabuch und das sogenannte dritte Buch der Makkabäer. Freilich finden wir in der Zürcher Bibel von 1868, wie im Anhang zur Vulgata, der offiziellen Bibel der römisch-katholischen Kirche, noch das vierte Esrabuch, das bei Kautzsch den wertvollsten Bestandteil der Pseudepigraphen bildet; hier ist die Grenze schwer zu ziehen, denn auch das vierte Makkabäerbuch und die Psalmen Salomos sind uns in alten Bibelhandschriften erhalten, und die meisten Pseudepigraphen haben in der ältesten Kirche mehr Gunst genossen als viele Apokryphen. Die Namen Pseudepigraphen und Apokryphen decken eben ihren Inhalt ziemlich schlecht, das vierte Makkabäerbuch ist kein Pseudepigraphon, der Jeremiasbrief und das Baruchbuch, die unter den Apokryphen stehen, sind zweifellos Pseudepigraphen; aber die Zufälligkeiten, die hier die Trennung verursachen, haben ein geringes Interesse gegenüber dem, was dem Inhalt beider Bände gemeinsam ist: alle hier aufgenommenen Schriften stellen die letzten für uns übrig gebliebenen Ausläufer der volkstümlich religiösen Litteratur der Juden vor ihrer definitiven Trennung von der Christenheit und vor ihrem Untergang in gelehrter Schulweisheit dar.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Auswahl, die bei dem zweiten Teil nicht leicht war, glücklich getroffen worden; in dem Aristeasbrief, dem Buch der Jubiläen mit seinen bunten Fabeleien über die Frommen des ersten Mosebuchs und dem Martyrium des Jesaia lernen wir die jüdische Legende der Zeit um Christi Geburt kennen, in den Psalmen Salomos und dem vierten Makkabäerbuch die tendenziöse Dichtung und Lehrrede, in größeren Abschnitten aus den sibyllinischen Weissagungen, dem Henochbuch, der Himmelfahrt des Mose, dem vierten Buch Esra und den Baruch-Apokalypsen, den Testamenten der zwölf Patriarchen und dem Leben Adams und Evas die spätjüdische Apokalyptik, das umfangreichste und mit der größten Originalität bearbeitete Gebiet der Litteratur, von der wir reden.

In der Beschränkung auf Erzeugnisse von jüdischer Hand hätte man nicht so ängstlich sein sollen; wenn man doch, obschon durch anderen Druck kenntlich gemacht, zahlreiche christliche Interpolationen, z. B. in den Zwölf Testamenten beibehielt, konnten auch die christliche Nachahmung vom vierten Esra und die Vision des Jesaia hinter dem Martyrium Aufnahme finden: für den aufmerksamen Leser hätte die Vergleichung der christlichen Stücke mit den betreffenden jüdischen lehrreich werden können, auch bei den Sibyllinen.

Was Luther in seiner Bibelübersetzung von den Apokryphen sagt, daß seien „Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind“, das darf man auf die Pseudepigraphen dieser Sammlung ohne Zweifel ausdehnen, und gerade darin, daß sie einem weiteren Kreise von Lesern, der von den meisten Apokryphen doch immerhin aus seinem Luther eine leidliche Kenntnis erlangen, von jenen Schriften aber, die selbst dem Fachmann oft nur schwer zugänglich sind, kaum mehr als den Namen erfahren konnte, erblicke ich das Hauptverdienst dieser Publikation.

Von einem der Herausgeber, der uns die besonders großen Fleiß und sogar Entsagung erfordernde Bearbeitung des Henochbuchs geschenkt hat, ist eine von mir 1895 einmal gethane Äußerung, „Andere als Kenner des Griechischen werden sich schwerlich stark für das Henochbuch interessieren“, seltsam mißverstanden worden, als ob ich die Beschäftigung mit dieser allerdings recht viel bizarren Unsinn bergenden Apokalypse den klassischen Philologen zu überlassen gedächte; eine lange und bis auf ein paar enthusiastische Wendungen, wie z. B. daß uns der spätjüdische Geist hier „in schönstem Lichte“ erscheine, trefflich informierende Charakterisierung des Werkes schließt mit der Frage (2, 234):

> Sollte das alles wirklich nur für den „Kenner des Griechischen“ und nicht auch für den jüdischen und besonders den christlichen Theologen starkes Interesse haben?

Ich habe bisher die christlichen (und doch wohl auch die jüdischen) Theologen den Kennern des Griechischen zugerechnet; ich habe an jener Stelle gerade nur an sie gedacht, will mich aber heute gerne über Georg Beer hinausgehend dahin verbessern, daß ich nunmehr, wo man das Henochbuch in einer so bequemen Übersetzung, mit guten Anmerkungen und Einleitungen, inmitten wesensverwandter, aber das naturphilosophierende Quacksalbertum weniger in den Vordergrund schiebender Litteratur genießen kann, auch bei den des Griechischen unkundigen Laien ein Interesse an solchen Büchern für möglich und für wünschenswert halte: die eigentümlichsten Züge der jüdischen Frömmigkeit im Zeitalter Christi, der Eifer für das Gesetz, das Vertrauen auf Gottes Verheißungen, trotzdem die Wirklichkeit fast nur zur Verzweiflung Anlaß zu geben schien, die messianische Hoffnung, die grüblerische Vertiefung in die Rätsel der Weltordnung, Israel in seinem unerschütterlichen Mute und in seiner rührenden Anhänglichkeit an seinen Gott, in seiner Unfähigkeit zu geschichtlichem Begreifen und seinem Trieb zu abstrakter Spekulation, das alles tritt uns in den Pseudepigraphen lebendiger entgegen als in den sogenannten Apokryphen, und längst ist anerkannt, daß ein geschichtliches Verständnis der großen religiösen Prozesse, deren Ergebnis das Christentum darstellt, ohne Vertrautheit mit diesen nicht mehr in den Kanon gelangten Offenbarungen jüdischer Pneumatiker gar nicht zu erlangen ist. Auch die poetische Kraft, die Kunst der Stimmungsmalerei ist diesen Epigonen wahrlich nicht verloren gegangen. Ein Beispiel aus der syrischen Baruchapokalypse (85, 3 und 10) möge genügen:

> Jetzt aber sind die Gerechten [zu ihren Vätern] versammelt, und die Propheten haben sich schlafen gelegt, und auch wir sind aus unsrem Lande ausgewandert und Zion ist uns entrissen worden; und Nichts haben wir jetzt außer den Allmächtigen und sein Gesetz. . . . Die Jugend-

zeit der Welt ist vergangen, und die Vollkraft der Schöpfung ist schon längst zu Ende gekommen, und das Herbeikommen der Zeiten ist beinahe [schon da] und [fast schon] vorübergegangen. Denn nahe ist der Krug dem Brunnen und das Schiff dem Hafen und die Karawane der Stadt und das Leben dem Abschlusse.

Nun, vielleicht findet der nicht theologische Leser in den Anmerkungen, z. B. beim Sirachbuch, zu viel gelehrte Diskussion, auch in den jedem Buch vorangeschickten Einleitungen allerhand für ihn entbehrliches Detail; der Fachmann wiederum wird manche Erklärung mißbilligen und ganz ohne offenbare Fehler ist auch dies Werk nicht geblieben. Im Allgemeinen aber verdient die Anlage wie die Ausführung volles Lob; möchte der Liebe, mit der hier mühevolle Arbeit gethan worden ist, einigermaßen die Freude entsprechen, mit der das deutsche Publikum die neu eröffneten Schätze begrüßt. Dem Christentum braucht vor dem Vergleich seiner Religionsverkünder mit denen des zeitgenössischen Judentums nicht bange zu sein. Aber auch Israel braucht sich dieser Vertreter seines Geistes nicht zu schämen; in mancher Beziehung übertreffen die „gefälschten" Schriften alttestamentlicher Größen — so Esra — an religiösem Gehalt die echten.

Jülicher

Der Prophet Esra

1

Jesu Jünger standen einst mit ihrem Meister am Oelberg. In der Abendbeleuchtung erstrahlte der Tempel von Jerusalem. Ueber die Fischer vom See Genezareth kam ein Ahnen davon, was Schönheit ist: Welche Steine und welch ein Bau! In Jesu Augen strahlte dasselbe Bild hinein. Bei ihm weckte es andre Gefühle und Gedanken. Vor seinem geistigen Auge stand der Weltenrichter. Da schwieg die Aesthetik, und die Ethik sprach: Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben.

Fünfzig Jahre später hat sich dies Wort erfüllt. Der Mann, von dem wir reden — der Prophet Esra — hat diese Erfüllung erlebt. Ob er dabei war, als die Soldaten des Titus in die Gassen von Jerusalem einstürmten, wissen wir nicht. Innerlich hat er es miterlebt, und er hat es so erlebt wie er es erleben mußte: als einen großen Schmerz. Jerusalem war ihm mehr als eine Stadt, wie es hundert andere auch gab. An Jerusalem hing seine Hoffnung, sein Glaube. Er war kein Jesus, dessen Glaube nicht wankt, wenn Jerusalem sinkt. Darum klingen seine Worte über das Ereignis in einem andern Ton als die Jesu.

Unser Heiligtum ist verwüstet,
  Unser Altar niedergerissen;
Unser Tempel zerstört,
  Unser Gottesdienst aufgehoben;
Unsre Harfe in den Staub geworfen,
  Unser Jubellied verstummt,
  Unser Stolz ist gebeugt.

Unsers Leuchters Licht ist erloschen,
  Unsre Bundeslade geraubt;
Unsre Heiligtümer verunehrt,
  Unser Name geschändet;
Unsre Edlen mit Scham bedeckt,
  Unsre Priester verbannt,
  Unsre Leviten sind gefangen.

Unsre Jungfrauen sind befleckt,
  Unsre Weiber vergewaltigt;
Unsre Greise verunehrt,
  Unsre Gerechten fortgeführt;
Unsre Kinder geraubt,
  Unsre Jünglinge zu Sklaven geworden,
  Unsre Helden sind schwach.

Für Jesus und die Christen nach ihm war die Zerstörung Jerusalems ein Abschluß. Ihre Geschichtsbetrachtung war unfertig, ihr Glaube unbefriedigt, so lange dies Ereignis noch ausstand. Als Jerusalem in Trümmern lag, war der Schlußstein für sie eingefügt und die Entwicklung zu Ende geführt: Gott war gerechtfertigt. Ganz anders mußte das Ereignis auf den Propheten Esra und sein Volk wirken. Es war für sie ein schwerer nationaler Schlag, aber es war noch mehr als dies. Der Zusammensturz des Staatsgebäudes schien die Religion mit in den Sturz zu ziehen. Als die Grundfesten von Jerusalem wankten, wankte auch der Glaube an den Gott, der der Gott Jerusalems war. Man stand einem dunklen Weg Gottes gegenüber. Denn Zion war die Stadt Gottes, und Zions Volk war Gottes Volk:

Ach Herr Gott,
Aus allem Walde der Erde und all seinen Bäumen
  Hast du dir den einen Weinstock erwählt;
Aus allen Ländern der Welt
  Die eine Pflanzgrube ausgesucht;
Aus allen Blumen des Erdkreises
  Die eine Lilie erkoren;
Vor allen Tiefen des Meeres
  Hast du Wachstum gegeben dem einen Bach;
Aus allen Städten, die je gebaut sind,
  Nur Zion dir selber geheiligt;
Aus allen Vögeln, die du geschaffen,
  Dir die eine Taube berufen;
Aus allen Tieren, die du gebildet,
  Das eine Schaf ersehen;
Aus allen Völkern, deren soviel ist,
  Das eine Volk dir erworben;
Und das Gesetz, das du unter allen ausgesucht,
  Hast du dem Volke, das du begehrt hast, verliehen.

Da drängt sich denn die bange Frage auf die Lippen:

Weshalb hast du das Eine den Vielen preisgegeben,
Hast den einen Sproß vor den andern in Schmach gebracht
Und dein einziges Eigentum unter die Vielen zerstreut?

Weshalb haben, die deinen Verheißungen widersprochen haben,
Die niedertreten dürfen, die deinen Bündnissen geglaubt?

Dies Warum ist das Warum des erschütterten Glaubens. Wer ein solch einziges Warum zum Himmel emporschreit, dem schallt als Echo die ganze Fülle ungelöster Fragen, banger Zweifel, ängstlicher Hoffnungen zurück. Lange Zeit kann in einem Menschenherzen dies tausendfältige Warum unbekannt und unerkannt schlummern. Aber wenn ein Anlaß eines dieser Warum weckt, dann hallt ein jedes Stück des Glaubenslebens davon erschüttert wieder. Jene eignen schmerzlichen Erfahrungen kehren wieder, die schon einstmals vorher uns das Glauben so schwer machten, und diese Erfahrungen führen mit sich die großen ungelösten Fragen der Menschheit, von denen wir wissen, daß Bessre und Größre als wir sich vergeblich daran zermarterten. So stürzt es auf uns ein, und wenn wir diese geheimnisvolle Macht nicht bannen können, begräbt sie uns unsren Glauben, unsren Gott. — So ruhte auch das erste Warum, das sich bei der Zerstörung Jerusalems dem Herzen des Esra entrang, nicht eher, als bis es den Mann vor die letzten großen unlösbaren Fragen geführt hatte: woher die Sünde und das Elend dieser Welt? warum gehts dem Guten schlecht und dem Schlechten gut? warum ist das Notwendigste uns verhüllt? und wenn unser Wissen doch nur ein Nichtwissen ist, wozu ward uns da die Vernunft?

Alle diese Fragen, die sich zu einer einzigen verdichten und dann, wenn man sie fassen will, in tausend einzelne zerstieben, hat der Verfasser nicht erfunden. Sie sind sein innres Erleben. Er spielt nicht mit diesem furchtbaren Warum. Er ringt mit ihm. Sein ganzes Buch ist ein deutlicher Beweis, daß wir nicht Nachahmung sondern Wahrheit vor uns haben. Im einen Augenblick glaubt Esra jenes Warum fassen und bannen zu können — da ist es seinen Händen entfahren. Nun sucht er ihm zu entfliehen — da ist es da und sperrt ihm den Weg. Bald gleicht es dem lastenden Berg, bald ist es das leere Nichts. So kann nur der schildern, der das Warum selbst kennt.

2

Was wir vorhin von der Art dieser Fragen sagten, hat auch Esra erfahren: der Kampf mit ihnen kehrt stets wieder. Als Esra von dem Unglück seines Volkes hörte, brachen alte Wunden wieder auf. Der alt böse Feind kam wieder. Darum geht Esra nicht in den Kampf wie ein Jüngling, der glaubt in einem gewaltigen Schlag den Sieg zu erreichen. Esra ist schon oft in diesen Kampf gezogen und ist schon oft aus ihm zurückgekehrt, gewiß nicht ruhmlos, aber ebensowenig erfolgreich. Er weiß, daß er mit einem Gegner kämpft,

den er nie wird besiegen können. Das giebt unsrem Kämpfer den Ausdruck der Resignation. Wir aber fühlen Mitleid mit ihm und gerne möchte man ihm als Trost das Pauluswort zurufen: man sucht nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Man gönnte dem Mann so sehr die Befreiung, die in diesem Wort liegt, und nach der er sich so sehr sehnt. Aber das Wort hätte ihm kaum genützt, denn nur dem redet es von Freiheit, der Etwas von der Freiheit des Paulus verspürt hat. Diese Freiheit findet man nicht auf den Wegen, die Esra geht. Esra lebte im Thal, und die Freiheit wohnt auf den Bergen.

So sehen wir ihn immer von neuem sich mit diesen schwierigen Fragen zermartern. Er gleicht dem Sisyphus, der stets den Stein wieder rollt, der ihm eben entglitt. Aber indem Esra allmählich erkannt hat, daß dies Fragen nach dem Warum eine Sisyphusarbeit ist, findet er eine Art Erlösung. Seine Resignation besitzt nicht den Beigeschmack der Verzweiflung. Ueber ihr liegt ein Hauch des Friedens, der Ruhe, ja des Glücks. Er weiß wenigstens das Eine, daß dies Dinge sind, die dem Menschen unerkennbar bleiben. Weil er das weiß, darum greift er zur Feder. Er will Andern, die noch nicht zu dieser Erkenntnis gekommen sind, sagen: Du, ein sterblicher Mensch, der im vergänglichen Aeon*) lebt, wie kannst du das Ewige begreifen. Wisse, es ist Sisyphusarbeit.

Diese Antwort des Esra ist gewiß keine Lösung der Frage. Aber ebensowenig ist es ein Nach-Schätzen-Graben und Sich-mit-Regenwürmern-Begnügen. Esra besaß nicht die befreiende Kraft eines Erlösers oder eines Heros der Religion. Aber dennoch steht er auf einer Höhe der Sittlichkeit und Religion. Er hat gelernt zu verzichten ohne bitter zu werden, zu glauben, wo er nicht sah. Und Esra glaubt, glaubt so inbrünstig, daß er schaut. Er schaut hinein in eine Zeit, wo die Rätsel sich lösen müssen. Die Zeit des Verzichtens, die zugleich eine Zeit des Elends und des Jammers ist, kann nicht ewig dauern. Ja des Jammers ist soviel auf Erden, daß er sich bald erschöpft haben **muß**. Esra fühlt, daß die Welt alt geworden ist. Ihre Jugendkraft ist dahin. Der Aeon eilt mit Macht zu Ende, dieser Aeon, der voll ist von Trauer, von Ungemach und Fragen. Wer dann bleiben wird, der wird schauen. So flieht Esra aus der trüben Gegenwart in die Zukunft, in der sich Alles wenden muß. Wir wissen, daß Esra mit dieser Flucht in die Zukunft damals nicht allein stand. Er folgte dem Zuge seiner Zeit, er folgte dem Zug aller Zeiten und aller Menschen. Jedes Zeitalter malt sich eine Zukunft und jeder Mensch thuts für sich:

Und beschließt er müde den Lebenslauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Darum schelte man diese Hoffnung auf das Ende, die die israelitische, jüdische und christliche Prophetie durchzieht, nicht phantastisch, egoistisch oder gar chauvinistisch. Wer Esra versteht in seinem Ringen, wird gerechter sein. Jene Hoffnungen sind herausgeboren aus ernsten schweren Stunden. Sie sind das Resultat und die Belohnung edelsten Kämpfens. Unsre christlichen Hoffnungsgedanken mögen in ihren Farben reiner und keuscher sein, aber sie könnten es nicht sein, ohne daß Esra und seine Gesinnungsgenossen in ihrer Weise gehofft haben. Darum ist es keine Erniedrigung unsrer christlichen Hoffnungsgedanken, daß sie geschichtlich erwachsen sind aus den Hoffnungen jener Männer. Ja vielleicht verstehen wir erst dann, warum sie uns so lieb und unentbehrlich sind. Die Menschheit hat sich jene Hoffnungen in schweren Stunden errungen, und es ist recht, daß uns die Errungenschaften jener schweren Stunden heilig und teuer sind.

Zugleich verstehen wir, daß die Generationen, die gewürdigt wurden, zum ersten mal für jenes Sehnen des Menschen einen Ausdruck zu finden, fühlten: dies geheimnisvolle Enthüllen komme nicht von Innen heraus. Es ward ihnen von Außen zu Teil in überwältigenden, unbeschreibbaren Erfahrungen. Die Apokalyptiker waren zugleich Ekstatiker. Auch Esra fühlt, daß solche Dinge sich uns nicht auf diskursivem Wege vermitteln. Vielleicht hat er selbst Wenig erlebt

*) Zeitalter, Weltzeitalter. D H

von Gesichten und Offenbarungen. Aber er wußte, daß Andre sie hatten, und er hat diese Andren gut verstanden. Wir sehen dies schon daraus, daß er auch seinem Buch den Charakter einer prophetischen Schrift gegeben hat. Nur Engel vom Himmel können den Menschen den Schleier der Zukunft heben, und nur in gottbegnadeten Stunden kann der Mensch hinter den gelüfteten Schleier schauen.

3

So schaut Esra in die Zukunft. Aber auch da, wo er hofft und schaut, bleibt er Esra, bleibt er der Grübler.

Den Meisten, die sich abgeplagt haben in der trostlosen engen Gegenwart und die dann den Weg finden ins Land der Hoffnung, wird es zu Mut, wie es uns zu Mut ist auf dem hohen Berg: Luft, Licht, Klarheit, Freiheit, Herrschaft. Ihre Brust hebt sich in starken Atemzügen. Die Erde liegt zu tief unter ihnen, als daß sie noch an ihre Fragen und ihr Elend denken könnten, und der geöffnete Himmel über ihnen hat keine Fragen mehr. Da hört man auf zu denken, da schaut man, und im Schauen erlebt man den größten Genuß. Das sind die glücklichen Naturen. — Es giebt aber auch Menschen, denen hören die Fragen und der Jammer auch dann nicht auf, wenn sie in den geöffneten Himmel und in die Ewigkeit hineinschauen. Zu ihnen gehört Esra. Wo Andre schauen und genießen, beginnt er von neuem zu grübeln und zu fragen. Der kommende Aeon, der alle Fragen lösen soll, ist für ihn voll von neuen Fragen. Insbesondre quält ihn der Gedanke, daß doch nur Wenige werden zur Rettung berufen sein, und daß für die große Masse die Zukunft nicht Erlösung sondern Pein sein wird:

Was hilft es uns,
Daß die Ewigkeit versprochen ist,
Wenn wir Werke des Todes gethan haben?
Daß uns eine unvergängliche Hoffnung verheißen ist,
Wenn wir so traurig der Eitelkeit verfallen sind?
Daß uns Stätten voll Genesung und Frieden bereitet sind,
Wenn wir im Elend dahingegangen sind?
Daß einst die Reinen des Höchsten Herrlichkeit beschirmen soll.
Wenn wir auf schändlichen Wegen gegangen sind?
Daß das Antlitz der Reinen heller als Sonnenglanz strahlen wird,
Wenn unser eignes Antlitz finstrer sein wird als die Nacht?

Daß er (wie er aus Engelmund hört) zu den Gerechten gehören wird, macht seinem Leiden kein Ende. Sein Herz trägt ja der ganzen Menschheit Jammer. An der Thatsache, daß das Gericht doppelten Ausgang haben muß, wagt er nicht zu deuteln. Sein sittlicher Ernst hält ihn davor ab:

Eitles den Eitlen,
Fülle den Vollkommenen.

Auch wagt er nicht dem Gerichtsakt seine Strenge zu nehmen durch die Fürbitte der Gerechten für die Ungerechten: ein Jeder trägt ganz allein seine Ungerechtigkeit oder Gerechtigkeit. So fordert seine Sittlichkeit die Strenge, aber sein warmes Herz sträubt sich dagegen. Vergeblich versucht er alle Mittel, um es zum Schweigen zu bringen. Er häuft ein Argument auf das andre; der Kundige aber fühlt, daß die Quantität die Qualität ersetzen soll. Von neuem wälzt Esra den Stein des Sisyphus. Wohl fühlt auch Esra, daß die Seligkeit und der Himmel dazu gegeben sind, damit man schaut, anbetet, genießt und vergißt. Gewaltsam sucht er sich von den neuen Fragen frei zu machen. Er will sich zwingen, das Los der Sünder zu vergessen und nur an die Freude der Gerechten zu denken. Es gelingt ihm eine Zeit lang. Schon klingen leise Jubeltöne durch:

Für euch ist
Das Paradies eröffnet,
Der Lebensbaum gepflanzt;
Die künftige Welt bereitet,
Die Seligkeit schon gerüstet;
Die Stadt erbaut,
Die Ruhestätte auserwählt;
Die Vollkommenheit vollendet,
Die Weisheit schon geschaffen;
Der sündige Keim vor euch versiegelt,
Die Krankheit vor euch getilgt;
Der Tod verborgen,
Der Hades entflohen;
Die Vergänglichkeit vergessen,
Die Schmerzen vorüber.

Aber die leisen Jubeltöne gehen unter im neuen Hereintreten der Trauerklage:

Wenigen bringt die Ewigkeit Erquickung, Vielen aber Pein. Mehr sind der Verlorenen als der Erlösten, wie der Ozean mehr ist als ein Tropfen.

Esra, wir zürnen dir nicht, daß du keine Seligkeit fandest, während du Andre schmachten fühltest in Elend und Pein.

Aber freilich ein tiefes Mitleid empfinden wir mit diesem Mann. Der Erde Jammer und Not und Dunkel verfolgt ihn; ein Engel nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zum kommenden Aeon und zum Himmel hin; aber der kommende Aeon ist doch für ihn wie eine neue Diesseitigkeit mit neuer Not und neuem Dunkel, und hinter dem Himmel, den man ihm zeigt und für ihn bestimmt, sieht er die Hölle gähnen. In diesem erneuten Dunkel bleibt Esra stehen. Giebt es überhaupt einen Weg daraus heraus? wo ist er? wie müssen wir ihn suchen? Mit schweren Glaubensfragen hat Esra zu uns zu reden begonnen, mit noch schwereren Glaubensfragen gehen wir von Esra wieder fort.

4

Aber Esra führt uns über ihn selbst hinaus. Wir lernen an ihm, daß auch das Schauen des Ueberirdischen uns doch nicht los machen kann von dem Dunkel. Wenn Menschen gewürdigt werden in die himmlische Welt hinein zu schauen, so erscheint sie ihnen als eine neue irdische mit neuem Dunkel und mit neuen Fragen. Das liegt nicht an der Ewigkeit, sondern an unsern Augen: sie verirdischen Alles. Darum sollen wir nicht suchen den Schleier von der Zukunft zu heben. Denn wir können doch nichts Andersartiges sehen, als vorher auch. Es giebt für den Menschen kein Schauen des Himmlischen, so lange er irdisch ist. Auch in der Ekstase sieht er das Himmlische im irdischen Gewand, und — dann ist es wertlos.

Esra ist nicht ganz durchgedrungen zu dieser Klarheit. Er hat immer wieder gehofft, durch die Ekstase zu neuem Erkennen zu gelangen. Hier hat er noch nicht die Höhe des Verzichtens erreicht und darum keine Ruhe gefunden. Aber er begann Etwas davon zu ahnen, daß es noch einen andern Weg gebe zum Frieden des Herzens als den, den er ging und der nicht zum Ziel führte. Während er sich noch abplagt mit den Schauungen und Offenbarungen, brichts hie und da wie Sonnenschein hervor, daß nicht das Schauen, sondern das Glauben dem Menschenherzen Ruhe geben kann, nämlich der Glaube, daß unser eignes Mitfühlen mit der Menschheit Not und Dunkel Stückwerk ist gegen Gottes Barmherzigkeit und Liebe. Noch tönt das Thema »Gott ist die Liebe« bei ihm nicht in dem Jubelakkord der ersten Christen. Auch hier ist Esra eine zu gebrochene Natur, als daß er jubeln könnte. Aber wir empfinden doch, daß es Momente der Ruhe im schweren Kampf und Momente der Erhebung über den Kampf sind, wenn es ihm ahnend durch die Seele zieht: Hast du denn dein Volk mehr lieb als sein Schöpfer!

Esra kann uns nur wenig helfen, wenn wir ihn lesen, um in unsrer Frömmigkeit weiter zu frommen. Auch dies Eine, daß die Ekstase kein neues Erkennen geben kann, muß man zwischen den Zeilen sich herauslesen. Wer Esra in die Hand nimmt, muß es mit andern Absichten und Gefühlen thun, als die sind, mit denen wir die Evangelien oder Paulus lesen. In diesen ist Evangelium, ist Befreiung. Jesus und Paulus stehen über uns und ziehen uns empor. Esra ist Einer von uns. Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein. Er kann uns wenig Neues lehren. Er ist kein Erlöser, und seine Weissagungen sind uns wertlos. Dennoch ist sein Buch Offenbarung: es läßt uns hineinblicken in das verborgene Ringen einer Menschenseele. Wer es unter diesem Gesichtspunkt liest, wird Esra schätzen und lieben lernen. Wenn er in ihm auch keinen Erlöser findet, so findet er in ihm doch einen Gefährten, den er und der ihn in seinen Kämpfen und Zweifeln versteht. Denn diese Kämpfe und Zweifel des Esra sind allgemein menschlich, sind auch unsre Kämpfe und Zweifel.

Die Wege, Esra kennen zu lernen, sind uns im letzten Jahre sehr geebnet worden. Professor Gunkel in Berlin hat in den „Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments“ eine gute und formvollendete Uebersetzung gegeben, die den Theologen das selbständige Nachforschen ermöglicht*). In hübscher äußerer Ausstattung hat er für die Laien das Buch besonders herausgegeben**). Wir freuen uns, daß die wissenschaftliche Arbeit in verständiger und gefälliger Weise Fühlung sucht mit dem Kreise der Gebildeten. Mögen diese die Bemühungen durch ihr Interesse belohnen und weiter anspornen.

Willy Veit

Die Lage im Orient und die Haltung Deutschlands

1

Wir Deutschen, als unbeteiligte Zuschauer des Dramas, das sich seit Jahren schon auf dem Balkan vollzieht, können nur den einen Wunsch haben, daß das im Todeskampf zuckende und dabei hunderttausend Unschuldige zertretende türkische Scheusal, sei es von den Großmächten, sei es von den geeinten Balkanvölkern, möglichst bald den Todesstoß erhalte. Ein Volk wie das türkische, das in Jahrhunderte langer Gewalt- und Schreckensherrschaft Nichts, rein gar Nichts für die Kultur gethan hat, das Tausende und aber Tausende kalt dahingemordet hat, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten, ein solches Volk zu unterstützen, einem solchen Volke seine Sympathien entgegen zu bringen, das ist eine Schmach, an der wir Deutschen, die wir immer für die Freiheit der Unterdrückten uns begeistert haben, nicht teilnehmen sollten.

So lautete der Schluß eines ungemein interessanten Vortrags des Herrn Professor Dr. Weigand.***) Diese Worte fanden sicher die herzliche Zustimmung von mehreren Millionen Menschen, die im Orient leben. Da ich mich durch meine Geburt und meinen langjährigen Aufenthalt im Morgenland zu diesen zählen kann,†) so möchte ich in kurzen Zügen die gegenwärtige Lage der Bevölkerung des orientalischen Reichs schildern, und so die Wichtigkeit der oben erwähnten Aeußerung Professor Weigands erklären. Die Haltung der deutschen Orient-Politik wird ja vielfach angefochten oder gelobt. Zur Klärung des Urteils über diese Frage möchte das Folgende ein Beitrag sein.

Wer von der Mißwirtschaft und der Abgelebtheit der Türkei heute spricht, sagt nichts Neues für Alle, die das Land durch eigene Erfahrung gut kennen, aufrichtig von ihm sprechen und kein Interesse haben, die Wahrheit zu verstecken. Mit vollem Recht wünscht Professor Weigand den „Türkenfreunden“ einen Aufenthalt in einem kleineren Orte der Türkei: „da würden sie schnell kuriert werden“.

Und allerdings, wenn man kein Interesse hat, den Herren des Tages zu schmeicheln und die wahre Lage der Bevölkerung zu verheimlichen, wie könnte man mit einem Lande sich befreunden, in dem nicht einmal die nötige Sicherheit für das materielle Leben existiert, wo Vermögen, Freiheit und Ehre fortwährend in Gefahr stehen, wo man ohne einflußreiche Beschützer (bezw. diplomatische Garantie) und reiche Geldmittel nie für den nächsten Tag sicher ist. Was Angehörige von großen Staaten und speziell Deutsche, besonders wenn sie in großen Zentren wie Konstantinopel gelebt haben, dagegen zu sagen wüßten, kann doch nicht in Betracht kommen. Denn wenn man ein genaues Bild der Landesverhältnisse haben will, so soll man sich nicht bei Denen erkundigen, die in außerordentlichen Umständen leben, sondern man muß sich bemühen, die Lage der übrigen Bevölkerung, besonders der türkischen Unterthanen (in dem Verhältnis der Unterthanen stehen die meisten Christen) und zumal im Innern des Landes zu sehen. Durch eine solche gewissenhafte und unpar-

---

*) Herausgegeben von Professor Kautzsch. Tübingen, J. C. B. Mohr 1899, Band 2, S. 331—401.

**) Der Prophet Esra. Uebersetzt von Hermann Gunkel. Ebenda 1900, XXXII und 100 S. Gebunden 2. Mk.

***) „Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker.“ Leipzig 1898. Verlag von Dr. Seele & Co.

†) Verfasser ist jetzt Dozent an einer westeuropäischen Universität.

D H

teiische Untersuchung würde man sich leicht von der Zerfahrenheit und dem **unheilbaren** Verfall des osmanischen Reiches überzeugen können.

Diese Zerfahrenheit zeigt sich auf dem politischen Gebiete, wie auch in der Verwaltung, in den Finanzen, in der Rechtsprechung u. s. w. In Wirklichkeit liegt die Regierung des Landes nicht in der Hand der Minister*), sondern wird von einer Anzahl von Banditen schlimmster Sorte ausgeübt, von Lumpen ohne den geringsten moralischen Wert, von Protzen, die die hohe Gnade begünstigt hat, und deren Hauptziel die möglichste Ausbeutung ihrer Stellung ist. Dieses glänzende Personal bildet das regierende Yildiz. Selbstverständlich ist jenen Individuen das Interesse des Landes vollständig gleichgiltig; sie scheuen ja nicht einmal, wenn es für ihre Ziele nötig ist, vor Diebstahl, willkürlichen Verhaftungen, gelegentlich auch dem Morde zurück. Die sogenannten „Jung-Türken", die ihre Landsleute vortrefflich kennen, haben bekanntlich am besten diese Lage dargestellt.**) Wer einmal eine ihrer Veröffentlichungen in den Händen hatte, wird bald sehen, wie es mit dieser politischen Anarchie, die der erste und der wichtigste Grund des Unheils in der Türkei ist, steht.***)

Dieselbe Anarchie findet man in der Verwaltung, in den Finanzen, in der Rechtspflege u. s. w. Die politische Verderbtheit hat als erste Folge die Bestechlichkeit, die man auf allen Stufen der Verwaltung beobachten kann. Es ist ja begreiflich, daß z. B. ein Wali (General-Gouverneur einer Provinz), der für seine Ernennung große Geldsummen ausgeben mußte (da bei solchen Ernennungen die Fähigkeit der Kandidaten kaum in Betracht kommt), alle seine Bemühungen darauf einrichten wird, wie er von seinen Untergebenen die größten Geldsummen erpressen kann. Er muß seine Ausgaben decken, seine Schulden bezahlen und auch, wenn möglich, sich ein kleines Vermögen für die Zukunft sichern, was um so nötiger ist, als jeden Augenblick sein Sturz durch die Intriguen eines glücklicheren Konkurrenten stattfinden kann. Da nun die übrigen Beamten unter ähnlichen Umständen ernannt werden, so ist auch ihr Verhalten während ihrer Amtsthätigkeit nicht besser.

Man kann sich unter solchen Umständen die namenlosen Leiden der unglücklichen Bevölkerung vorstellen, die außer den gewöhnlichen Steuern durch alle möglichen Beiträge und Lösegelder, die mit jeder Ausrede willkürlich verlangt werden, Verschwendung und Ausschweifung der Regierenden bezahlen muß.

Diese Lage ist um so ernsthafter, als die Staats-, Provinz- und Gemeinde-Einkommen nicht zu der regelmäßigen Ausbezahlung der Verwaltungsbedürfnisse verwandt werden. Die Gehälter der Beamten werden fortwährend nur mit sonderbaren Verspätungen und Unregelmäßigkeiten ausgezahlt.†) Die Beamten werden so natürlich nachlässig und pflichtvergessen. Außerdem, da sie doch leben wollen, müssen sie ihre „Hawales" mit Verlust durch Vermittler vorausbezahlen lassen, sodaß sie in einem Jahre thatsächlich kaum die Hälfte ihres nominellen Gehaltes bekommen. Das Ausbleiben des Restes verursacht, daß sie sich in Schulden stürzen und vom Publikum möglichst viel Bestechungsgeld zu erlangen suchen. So kommt es, daß, während die Herren des Tages unzählige Millionen in Geschenken und allerlei Verschwendungen ausgeben, die Unterthanen in Not sind und durch Unterschlagungen und Erpressungen sich zu helfen suchen.

*) Vgl. darüber: „Stärke und Schwäche des türkischen Reichs" von Freiherrn von der Goltz, in der Deutschen Rundschau vom 1. Oktober 1897, und »La Force et la Faiblesse de la Turquie« von Mourad-Bey. Genève 1897. Mouille éd.

**) Siehe Mourad-Bey »Le Palais de Yildiz«. Genève 1897.

***) Als Folge dieser Anarchie hat sich das herabwürdigende und entsetzliche System des Spionierens und der Denunziationen, das zur Demoralisierung des ganzen Volkes und zur Vermehrung der Unsicherheit so sehr beiträgt, besonders unter der gegenwärtigen Herrschaft entwickelt. Wir können aber nicht die Hoffnung der Jung-Türken teilen, daß ein bloßer Personenwechsel eine bedeutende Verbesserung herbeiführen würde. Sie müssen ja selbst gestehen, daß die regierenden Kreise gründlich verdorben sind, und können nicht verkennen, wie viele Menschenleben durch diese Korruption gefährdet sind.

†) Die Zeitungen müssen immer die Bezahlung eines seit vielleicht einem halben Jahre fälligen Gehaltes als Ereignis melden!

Was Sicherheit und Gerechtigkeit in einem solchen Lande bedeuten, ist jetzt leicht zu verstehen. Der Schutz der Behörden und eine relative und provisorische Sicherheit wird nur Denen geleistet, die sie **kaufen** können. Um die Andern kümmert man sich nicht; ihr ganzes Wesen, ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihre Freiheit, ihre Ehre und sogar ihr Leben hängen von der Willkür der „Mächtigen" ab. Für einen türkischen Beamten oder Richter handelt es sich nicht darum, zu zeigen, wer Recht hat, sondern ganz einfach, wer Geld hat.*)

Das Alles sind Behauptungen, die sich auf tägliche Vorkommnisse stützen. Unter solchen Bedingungen wird natürlich das Leben in der Türkei immer mehr unmöglich. Professor Weigand bemerkt darüber: „Welch ein himmelweiter Unterschied, wenn man aus Makedonien oder Epirus nach dem unter griechischer Herrschaft gewaltig aufblühenden Thessalien kommt und nun wie von einem Alpdruck befreit aufatmen kann! Dieses Gefühl habe ich gehabt . . . ." Und Alle, die von der Türkei ausgegangen sind, hatten gewiß dieselbe Empfindung.

Unter einem solchen Regiment werden die Interessen des Landes nicht gewahrt. Es giebt kein Geld für die notwendigsten Ausgaben; die Staatseinkommen werden immer mehr verpfändet für kleine Anleihen, die zur Bezahlung der Gehälter oder häufig auch für Festlichkeiten bestimmt sind! Infolge des Mangels an Sicherheit und des Betragens der türkischen Beamten ist die Zirkulation im Innern des Landes stets schwierig und der Unternehmungsgeist unterdrückt, das Geld wird nicht angelegt, der Kredit ist vernichtet und die Industrie, der Handel, die Landwirtschaft liegen darnieder. In diesem wirtschaftlichen Elend muß man auch teilweise die Erklärung der armenischen Greuel suchen, wo die Bereicherungssucht auch ihre Rolle gespielt hat. Soviel zum allgemeinen Ueberblick der Lage in der Türkei.

2

Glaubt man vielleicht, daß diese Lage durch „Reformen" zu verbessern sei? Dieses Wort ist bequem für die Sprache der europäischen Kanzleien, die ein Interesse daran haben, daß die Lösung der orientalischen Frage im Sinne der Gerechtigkeit sich verzögere. Welche unüberwindlichen Schwierigkeiten die Durchführung der „Reformen" finden würde, wissen wohl Alle, die mit der Geschichte der Verhältnisse im Orient vertraut sind. Unter einer fremden Disziplin und einer moralischen Ordnung könnte man allerdings die Lage der Türken individuell verbessern und heben. Beweis dafür ist die Bevölkerung (die Türken inbegriffen) der Länder, die vom türkischen Regiment frei geworden sind. Mourad-Bey erwähnt auch das untergeordnete Personal der Dette publique ottomane, das unter europäischer Verwaltung moralisiert und sogar „musterhaft" geworden sei.

Diese Beispiele aber beweisen bloß, daß man für die Verbesserung der Lage und die Wiederaufrichtung der Bevölkerung in der Türkei entweder die türkische Herrschaft vollständig aufheben (wie z. B. in Bosnien und Herzegowina, in Bulgarien, in Thessalien u. s. w.), oder an der Spitze sämtlicher Verwaltungszweige ein unabhängiges, europäisches, höheres Personal einsetzen müßte, um so das System der Dette publique von Konstantinopel und der Tribunaux mixtes von Egypten zu verallgemeinern. Das Letztere scheint aber nicht so leicht, und meines Wissens wenigstens ist davon bis jetzt keine Rede gewesen. Will man also nicht die türkische Herrschaft aufheben, so ist man genötigt, sich mit der bloßen Hoffnung, die Lage der Bevölkerung in der Türkei durch „Reformen" mit türkischen Kräften zu verbessern, zufrieden zu geben. Das ist aber vollständig unmöglich. Und zwar aus folgenden Gründen.

*) Die entsetzlichen armenischen Greuel wurden bekanntlich auch als Ausbeutungsmittel von den türkischen Beamten benützt. Mourad-Bey drückt sich so über die Vorbereitung jener Greuel aus: „Das verdorbene Regierungspersonal der Provinzen hatte ein weites Feld für die verbrecherischsten Unthaten gefunden: willkürliche Verhaftungen unschuldiger Leute unter undenkbaren Beschuldigungen, Gefangenschaft bis zur Bezahlung schwerer Lösegelder, Brandstiftungen zum Ruin der Einen oder zur Beschuldigung der Anderen, öffentliche Plünderungen, und wenn das Opfer sich beklagte, Beschuldigung wegen Majestätsbeleidigung oder Beschimpfung der Behörden . . . . so war Alles erlaubt, geduldet, gestattet, befohlen." (La Force et la Faiblesse de la Turquie. Seite 50)

Erstens müßte man dafür sorgen, vorher die Sitten und die Anschauungen der Türken im Allgemeinen zu reformieren. Diese Aufgabe aber erinnert an den Versuch, das Wasser eines Flusses stromaufwärts fließen zu lassen. Es hat während dieses Jahrhunderts eine Periode gegeben (1839—52), wo man an die Wiederherstellung der Türkei geglaubt hat. Nach dem Mißerfolge der Bestrebungen Sultans Mahmud, deren ganzes Ergebnis eine Abänderung in der Bekleidung der Türken gewesen war, hat sein Nachfolger Abd-ul-Medjid durch das berühmte Firman von Gül-Hane (3. November 1839) manche Hauptreformen durchgesetzt, namentlich für die Gewährleistung des Lebens und der Ehre sämtlicher Angehörigen des osmanischen Reichs. Besonders Frankreich und England haben sich damals bemüht, der türkischen Regierung auf diesem Wege zu helfen. Der Groß-Vezir Rechid-Pascha und seine Kollegen im türkischen Ministerium thaten das Meiste dabei und ließen sich stets von dem Rat der abendländischen Mächte leiten. Trotz Alledem sind diese sämtlichen Bestrebungen fruchtlos geblieben, hauptsächlich wegen des Widerstandes der Türken selbst, die die Gleichheit aller Einwohner des Reichs und die Gewährleistung der Rechte der Nichtmohammedaner als eine Verletzung ihrer privilegierten Stellung gegenüber den übrigen Unterthanen und als eine unerträgliche Beschränkung ihrer Willkür und ihrer „Vorrechte" ansahen.

Infolge dieses charakteristischen Mißerfolges schrieb im Jahre 1852 der eifrigste und überzeugteste Türkenfreund Sir Stratford von Redcliffe: „Ich habe immer gewünscht, die türkische Regierung in der Erfüllung der schwierigen Aufgabe zu unterstützen, die sie seit langen Jahren verfolgt. Früher hoffte ich einen Augenblick auf den Erfolg, heute aber kann ich erklären, daß trotz der guten Absichten des Herrschers, trotz des Talents einer kleinen Anzahl ihrem Lande ergebener Männer die Erfolge unmöglich sind. Die Nation selbst ist gründlich verdorben; Verschwendung, Diebstahl, Bestechlichkeit sind überall im Schwang, der Niedergang zeigt sich von allen Seiten, und in meinen Augen ist das Uebel nunmehr unaufhaltsam."

Ein Orientale

(Schluß folgt)

Johannisfeuer

Drama von Sudermann

Diesmal errang Sudermann nicht den jubelnden Beifall der Menge als den Preis ernsten, künstlerischen Schaffens. Ueber einen Achtungserfolg hat es sein neues Drama Johannisfeuer nicht gebracht.

Die kräftige Luft seiner ostpreußischen Heimat umweht uns wieder. Auch diesmal beweist Sudermann seine Meisterschaft, Leben und Treiben auf dem Gutshof mit voller Naturtreue zu schildern. Unfraglich sind auch die Gestalten des Gutsbesitzers, des Verwalters u. A., die dem kräftigen, sinnlichen Temperament des Dichters immer gut liegen, vorzüglich gelungen. Da ist nichts Künstliches, Abgeleitetes, wir atmen den Geruch der Erdscholle. Da ist kein Wort, das uns nicht natürlich klänge. Aber dieses Lob muß für die beiden Hauptpersonen mindestens stark eingeschränkt werden. Sudermann wollte mehr geben als eine Sittenschilderung. Ihn reizte der Tiefsinn Ibsens, und ihn trieb es, die innern Zusammenhänge, die Probleme, die hinter dem Spiel des Lebens verborgen liegen, aufzuzeigen und in dichterischen Symbolen zu gestalten. Der abstrakte, grübelnde, philosophische Zug paßt aber nicht in dieses Dichters Porträt hinein; und wie schon im „Johannes" eigentlich nur die sinnlich schwülen Herodias-Szenen gelungen sind, so mußten auch im „Johannisfeuer" die Grenzen der Sudermannschen Kunst hervortreten.

Zwei Notstandskinder. Beide verdanken ihre Rettung oder wenigstens ihr Aufwachsen in geordneten Verhältnissen der wackeren That eines ehrenfesten Mannes. Wie weit sind beide verpflichtet, ihrem Wohlthäter ihre persönlichen Wünsche zu opfern? Wo liegen die Grenzen der Dankbarkeit? Auf diesen Grundton scheint das Stück ursprünglich gestimmt, und ihn wollen wir auch in unsrer Betrachtung möglichst festhalten. Aber daneben spielt doch allerlei Andres hinein: die Macht der Naturtriebe und die Ohnmacht der Sitte, Nietzschesche Gedanken von der verkümmernden Wirkung der Herdenmoral, Christliches und Heidnisches.

Das eine Notstandskind ist der Baumeister Georg von Hartwig. Sein Vater schoß sich tot, als ihn die Last seiner Schulden zu Boden drückte. Des verwaisten Adelssprossen nahm sich dessen Oheim, der Gutsbesitzer Vogelreuter, in natürlicher Menschenliebe an. Glück, wenn man so will, hat der Gutsbesitzer mit seinem Pflegesohn nicht gehabt. Georg ist ein selbständiger, trotziger, leidenschaftlicher Charakter. Und Vogelreuter zeigt sich bei aller Herzensgüte in seinen Ansichten unduldsam und gewaltthätig da, wo sich Widerspruch regt. Zum schlimmen Bruch zwischen Beiden kam es, als der frühreife Primaner sich weigerte, zum Abendmahl zu gehn, als er zum ersten Mal dem Oheim zeigte, daß es für ihn nicht selbstverständlich sei, unter allen Umständen zu gehorchen trotz aller Wohlthaten, die man ihm erwiesen. Er erfuhr in dieser Stunde, was Alles er dem Vogelreuterschen Hause zu danken habe; aber er mußte auch erkennen, daß diese Dankespflicht für ihn zu einer schweren Fessel werden könne. Und diese zu tragen, dagegen bäumt sich sein ehrlicher Stolz. Er beschließt, sich innerlich frei zu machen. So hat er sich durch die Studentenjahre hindurchgehungert und sich sein ferneres Lebensschicksal selbst geschaffen. Als er nun Vogelreuters Tochter Trude zur Braut erkoren hat — die Gründe dazu sind seltsam genug — kann er die reichliche Mitgift ablehnen, die ihm sein Pflegevater mitgeben, ja aufdringen will. Denn für die Mitgift wird er seine Freiheit dahingeben müssen. Aber ein freier und selbständiger Mann ist er und will er bleiben. Verpflichtet wird er sich immerdar dem Vogelreuterschen Hause fühlen, aber doch mag er unter des Onkels schwere Faust nicht wieder geraten. Das ist der Ausgleich, den Georg gefunden hat zwischen der Pflicht der Dankbarkeit und den Forderungen seiner starken Eigenart. Es ist klar, daß er mehr an die Ansprüche seines Ich denkt als an die Wünsche seiner Umgebung. Und das mag gerechtfertigt erscheinen, sofern es sich um die berechtigten Ansprüche des Ich handelt, sofern es ihm Gewissenssache ist, daß jeder Mensch seine persönliche Ueberzeugung durchsetzt und einen möglichst hohen Grad von Freiheit sich erwirbt. Wo die moderne Dichtung nur dies betont, wird sie uns immer sympathisch sein. Aber bei Georg spielen doch noch andre Dinge mit. Daß seine Selbständigkeit nicht nur eine rein geistige, innerliche ist, daß sie eine stark sinnliche Färbung hat, daß damit enge verbunden ist die Emanzipation des Fleisches, das verrät er uns selbst in seiner hochsymbolischen Rede, „der großen Arie" des Dramas: Trotz all unsers Christentums — ein Funke Heidentum schwält in uns Allen. Er hat von alten Germanenzeiten her die Jahrtausende überdauert. Einmal im Jahr, da flammt er hoch auf, und dann heißt er — Johannisfeuer. Einmal im Jahr ist Freinacht!

Mächtig lodern die alten Heidenfeuer auf in der Johannisnacht. Und „was dort lodert, wißt ihr, was das ist? Das sind die Gespenster unsrer ertöteten Wünsche, das ist das rote Gefieder der Paradiesvögel, die wir hätten hegen dürfen vielleicht ein Leben lang und die uns weggeflogen sind — das ist das alte Chaos, das ist das Heidentum in uns." Aber nur eine Freinacht giebt es im Jahr. Der einen Freinacht können und dürfen nicht andre folgen. Darum hüte sich Jeder, Freinacht zu erleben!

Georg hütet sich nicht. Freilich, die sanfte, kleine Trude konnte nicht heiße Flammen anschüren. Sie, das zahme Haustierchen, gehört nicht zu den wilden Vögeln mit dem schweren, unruhig hastenden Flügelschlag.

Ward schon in Georg ein heißer Lebensdrang nur mit Mühe zurückgedrängt durch die fromme Zucht des Hauses, so brachte das andre Notstandskind viel mehr ursprüngliche Wildheit, viel stärkere Naturtriebe, viel mehr gefährliches Heidentum von Hause aus mit sich. Eine That christlichen Mitleids ent-

reißt Marikke einem Dasein voll Verkommenheit und Not. Auf der Landstraße ward sie aufgelesen, ihrer Mutter, einem diebischen Pracherweib, ward sie abgekauft. Sie wuchs heran und ward wie zum guten Geist des Hauses; als ein Muster selbstloser Opferwilligkeit erscheint sie Allen, arbeitend, schaffend, treu sorgend bis in die Nacht hinein. Aber die Naturanlage läßt sich nicht ausrotten; mit der Mitgift ihrer Mutter begabt, kann sie keine Erziehung, auch nicht die beständige Umgebung treuer Menschen retten. Hinter der einförmigen Geschäftigkeit, der eisernen Arbeitsenergie verbirgt sich eine ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die in der allgemeinen Hochschätzung keinen ausreichenden Lohn, keine Stillung für ihren Heißhunger finden kann. Dankbarkeit ist für sie doch nur ein abgeleitetes Gefühl, eine abstrakte Empfindung; wie auch die Freundlichkeit, die man ihr erweist, sie zuletzt doch nur leicht und oberflächlich berühren muß. Den starken vollen Quell ihrer elementaren Empfindungen kann nur die Mutter strömen machen, ihre glückheischenden Triebe vermag nur der Geliebte zu stillen. Darum wehe — wenn dieses Heimchen ihre Raubvogelschwingen entfalten wird! Denn sie ist nicht fromm, sie ist hart, und auf ein Unglück mehr oder weniger kommt es ihrer Ansicht nach in der Welt nicht an. Und das Unglück kommt in der Johannisnacht, wo ja in uns Allen der Funke Heidentum aufschwält.

So setzt das Heimchen in der Johannisnacht den Frieden des Hauses aufs Spiel, an dessen Herd sie Schutz fand. Und wie das kam? Gerade damals erkannte sie ihre wahre Mutter, die alte Diebin, und brach zusammen unter der schmerzvollen Enttäuschung, daß ihrem liebeheischenden Herzen nicht einmal die Mutter Erquickung bringen kann. So bleibt ihr nur Georg, dessen frühere Neigung zu ihr sie eben erfahren hat. Aus gleichem Leid erzeugte Sympathie führt die Beiden schnell wieder zusammen. Der Frevel geschieht. Fast willenlos läßt sich Georg hinabziehen. Heimchen thut es mit einem gewissen trotzigen Fatalismus. Der Schatten der Mutter gleitet geheimnisvoll durch den Garten. Da glaubt sie einer unabänderlichen Notwendigkeit zu folgen: Küsse mich nicht! Ich will dich küssen! Ich will Alles auf mich nehmen! Meine Mutter stiehlt, ich muß stehlen!

Ganz erklärlich ist es, daß Beide sich finden. Wir würden es verstehen, wenn Beide den Mut fänden, sich aus dem Hause des gemeinsamen Wohlthäters loszulösen. Aber warum kann denn diese erstrebte Freiheit sich nur genugthun im Rausch und Taumel der Sinne? Was hat dieses unvermittelt auftauchende Johannisfeuermotiv für Gemeinschaft mit der Grundidee des Stückes?!

Ganz abgesehen davon, daß dieses unverhüllte Hervorbrechen der Sinnlichkeit das unverdorbene moralische Gefühl abstößt und verletzt, so ist die Verführungsszene auch in jeder Hinsicht innerlich unwahr. Wenn wir die voraufgehende höchst komplizierte Entwicklung im Auge behalten, so bildet der ganze Auftritt kein notwendiges Glied im Gesamtorganismus des Dramas. Eben noch beweisen Beide durch die kühle Logik ihres Raisonnements, daß sie ihrer Sinne mächtig sind, und gleich darauf soll man annehmen, daß Liebeswahnsinn sie mit unwiderstehlicher Gewalt überfällt. Unwahr aber wirkt dann auch die Charakterschilderung, auf die der Dichter in den ersten Akten so große Kunst verwandt hat. Und gerade diese besonderen eigenartigen Charakterzüge sollten doch wohl der ganzen Dichtung das Gepräge des Neuen, Fesselnden geben. Aber da liegt die Schwierigkeit. Mit großem Raffinement verwob der Dichter Sympathisches und Abstoßendes ineinander. Er wollte nicht nur nacktsinnliche Leidenschaft darstellen, sondern — so mußten wir es bisher auffassen — es lag ihm daran, den Kampf zur Gestaltung zu bringen, der daraus entbrennt, daß Dankbarkeitsgefühl nicht zu einem echten Heimatsgefühl werden will. Jene Verführung hat aber doch mit Dankbarkeit und Undankbarkeit überhaupt Nichts zu thun.

Die innere Unwahrheit der Handlung tritt am grellsten hervor in dem Schlußakt. Das Johannisfeuer ist ausgebrannt. Was übrig bleibt, ist — um mit dem Kandidaten Haffke zu reden — bei Sonnenlicht betrachtet Nichts als schmutzige Bretter. Wir erwarten Reue und Umkehr, eher noch den Mut der Konsequenz. Denn die Katastrophe erscheint als ganz zufällig und überflüssig, wenn die dem Stücke zu Grunde liegenden Tendenzen hier nicht aufs Deutlichste hervortreten. Sehen wir von der ungenügenden Begründung ab, so mußte — im Sinne des Dichters gesehen — die Liebesszene sich den Beiden darstellen als eine Befreiungsthat, als das Durchbrechen zu einem neuen Leben. Statt dessen folgt eine theoretische Auseinandersetzung, die verschiedene ungleichartige Motive durcheinandermischt, mit dem verblüffenden Ergebnis, daß Marikke das Haus verläßt, während Georg Trude heiratet, ohne dem Schwiegervater das Geständnis zu machen, das ihm schon auf den Lippen schwebte und das er schließlich doch wird ablegen müssen, um das Verschwinden Heimchens zu erklären. Sonderbar diese trockene Kasuistik bei so leidenschaftlichen Menschen: das Motiv der Dankbarkeit tritt wieder in den Vordergrund. Georg macht sich zwar Vorwürfe darüber, daß die Lose bei der Trennung verschieden sind, daß er das Elend Marikkes verschuldet. Aber: weil wir Notstandskinder sind, so werden wir jetzt die Zähne zusammenbeißen, werden uns unsere zwei harten Hände reichen und werden sagen: Leb wohl! Die äußere und innere Logik dieses weil bleibt uns gänzlich unverständlich. Der Dichter könnte vielleicht als Entschuldigung vorbringen, in der Wirklichkeit gehe es eben so zu und das Leben sei voller Widersprüche. Aber damit würden die thatsächlichen Schwächen und Fehler seiner Darstellungskunst und Gestaltungskraft nicht erklärt werden. Sodann verlangen wir auch von der Kunst, deren Lehrmeisterin die Natur ist, die innere Wahrheit der Charaktere und der Handlung. Wir stimmen hier in die Klage ein, die ein verständnisvoller Freund Sudermanns in Bezug auf das „Johannisfeuer" ausgesprochen hat: Warum spricht der Dichter zu uns, wenn er uns Nichts zu sagen hat?

Ich bin überzeugt — und die ersten beiden Akte des Dramas bestätigen es wieder — daß wir in Sudermann einen Dichter von sehr ernsthaftem Können und Wollen vor uns haben. Was aber das Können anbetrifft, so scheint uns der Dichter seiner Aufgabe diesmal nicht gewachsen zu sein. Es gelang ihm nicht, ein einheitliches Kunstwerk von psychologischer Echtheit und innerer Wahrheit zu schaffen. Denn was schwebte ihm ursprünglich vor? Wollte er die Macht der sinnlichen Leidenschaft, die über alle Schranken hinwegstürmt, die als stärkster Trieb über die schwächern triumphiert, darstellen — dazu wäre er wohl der Mann — oder lag ihm daran, der Dankbarkeit einen Thron zu errichten, vor dem auch der trotzigste Selbstsüchtling in Demut niedersinken muß? — Und das Wollen, die Gesinnung, die Moral? Georg und Marikke sind keine Christen. Sie stehen auf fremdem Boden. Es galt daher, sie möglichst mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Aber sie beweisen doch schließlich nur, daß ihre Heidenmoral nicht die erlösende und befreiende sein kann. Denn es dürfte doch nur Wenige geben, die es gelüstet, um einer Johannisnacht willen ihr Leben zu zertrümmern, nur Wenige, die sich zurücksehnen in das alte Chaos.

Otto Nieten

Verschiedenes

Ein Menschendasein. Vor dem Wiener Schwurgericht stand dieser Tage eine Frau der Veruntreuung angeklagt. Es war ein, so sagen die Zeitungen, in seiner Art alltäglicher Fall, der aber doch in der österreichischen Kaiserstadt viel von sich reden gemacht hat. Die Wiener Allgemeine Zeitung berichtet darüber:

„Herr Ludwig Lazar ist Besitzer eines Militär-Ausrüstungsgeschäftes in Wien, neunter Bezirk. Unter den Näherinnen, welche Herr Lazar beschäftigt, befindet sich auch eine — sie heißt Helene P. — die das Säumen von Taschentüchern zu besorgen hat. Da Herr Lazar Kaufmann ist und als solcher sich Nichts schenken läßt, sondern jede ihm geleistete Arbeit auch bezahlt, so erhielt auch die Helene P. einen Lohn, und zwar für das Dutzend Taschentücher 3, schreibe drei Kreuzer. Wollte die Arbeiterin 30 Kreuzer täglich verdienen, so mußte sie also 10 Dutzend Taschentücher nähen, eine Arbeit, welche die Zeit von Frühmorgens bis in die späten Nachtstunden in Anspruch nahm. Das Geld für Zwirn und Beleuchtung geht dabei natürlich nicht aus der Tasche des Herrn Lazar, sondern das muß von der Näherin selbst aufgebracht werden.

„Nun mag man sich allenthalben wundern, daß Helene P., um einen derartigen Bettel zu verdienen, Tag und Nacht Taschentücher säumte! Man mag sich wundern, daß sie nicht Herrn Lazar, wie der Wiener sagt, „den ganzen Krempel“ hinwarf und ihrer Wege ging. Aber Helene P. kann Gründe angeben, warum sie sich um dreißig Kreuzer per Tag die Finger wund und die Augen blind nähte. Zu Hause hat sie einen Mann, der seit Monaten schwer krank und arbeitsunfähig zu Bett liegt, und fünf Kinder, deren ältestes elf Jahre alt ist. Alle wollen essen, der Mann braucht Arznei, die Apotheke krediert nicht und der Greißler hat es auch satt, auf Pump zu geben. Helene P. nähte also Taschentücher, Tag aus, Tag ein ....

„Herr Lazar war eines Tages mit der abgelieferten Ware nicht zufrieden, und da er ein Kaufmann ist, der für Arbeit, die ihm nicht paßt, auch Nichts zahlt, verweigerte er der halbverhungerten Näherin die Auszahlung ihres Lohnes. Bitten waren vergeblich — Herr Lazar ist ein Kaufmann und kein Gemütsmensch. Also einen Vorschuß! Einen Vorschuß auf die Gage von 30 Kreuzern täglich. Aber Herr Lazar ist ein Kaufmann, der die strenge Ordnung und Rechtlichkeit seiner Geschäftsgebahrung nicht durch Sentimentalitäten stören läßt; er verweigerte auch den Vorschuß .... Zu Hause wartete auf die Näherin das Elend in seiner böseften Form. Und Helene P. ward eine Diebin, verging sich an dem Eigentum ihres Chefs und trug Herrn Lazars Taschentücher, die sie zu Hause in Arbeit hatte, ins Versatzamt. Dreiundeinhalb Gulden waren der Erlös! Der Lohn von zwölf mühevollen Arbeitstagen. Für den Moment war Arznei und Essen da. Herr Lazar erfuhr von dem Vergehen seiner Arbeiterin. Er that, was ein Mann, der Prinzipien hat, thun muß, ging zu Gericht und machte die Strafanzeige. Am Samstag war die Verhandlung. Da kamen die Verhältnisse der Helene P. zur Sprache; Armenrat und Hausbesorger marschierten mit ihrem Zeugnis auf, das besagt, daß die Näherin in größtem materiellen Jammer mit ihrer Familie lebe und daß es ihr unmöglich sei, auch bei angestrengtestem Fleiß den nötigen Unterhalt aufzutreiben. Herrn Lazar wurde der Pfandschein eingehändigt, es wurden ihm die dreieinhalb Gulden ausgeliefert und er schließlich gefragt, ob er auch Zinsen begehre. Ja, Herr Lazar begehrte auch Zinsen! Nicht viel, zehn Kreuzer, so viel wie das Versatzamt begehrt, denn, sagte Herr Lazar: ich bin Kaufmann und nicht Wucherer ....! Die Verhandlung wurde vertagt.“

Ob so Etwas auch bei uns vorkommen kann? Oder nur in Wien? Ich überlege, ob so Etwas in Frankfurt hätte vorkommen können. Und ich antworte mir: Nein, dort hätte der Hauspflegeverein geholfen. Denn Helene P. hat ja einen kranken Mann. Ich überlege weiter: Wenn sie nun keinen kranken Mann gehabt hätte? Nur fünf Kinder? Und vielleicht gar einen untüchtigen Mann? Einen faulen, liederlichen? Ja dann freilich ....!

Der Frankfurter Hauspflegeverein war doch der allerbeste, wirksamste Verein, den ich je kennen gelernt habe. Ich wollte ihn längst zur Nachahmung empfehlen. Man lasse sich seine Satzungen kommen von der Geschäftsstelle: Frankfurt a. M., Bleichstraße 43. R

Siebenbürgen. Drei Vorträge über die siebenbürgischen Sachsen von Hans von Schubert (Kiel). Tübingen, Mohr. 1900. 68 S.

Die wachsende Teilnahme an dem Schicksal der Siebenbürger Sachsen findet ihren Ausdruck auch in der deutschen Litteratur. Während bis zum Jahre 1870 in Deutschland kaum eine Publikation sich mit ihnen beschäftigte, sind sie seither vielfach Gegenstand der Forschung und Darstellung gewesen. Aber die meisten Publikationen hatten vorwiegend die politischen Kämpfe im Auge. Das vorliegende Heft hat sich die Grenzen weiter gesteckt, indem im ersten der Vorträge vorwiegend der geschichtliche, im zweiten der politische, im dritten der kirchliche Gesichtspunkt vorherrscht, so daß der Verfasser Recht hat in der Annahme, es fehle dem Bilde des Volkstums in diesen Betrachtungen kein wesentlicher Zug. Der Verfasser hat anläßlich der Teutschfeier im Vorjahre in Hermannstadt, bei der er die Universität Kiel vertrat, Land und Leute aus eigner Anschauung kennen gelernt; die Eindrücke, die er erhielt, geben die Vorträge in warmer Zeichnung wieder. Die tiefsten Fragen, die dem fremden Besucher sich von selbst aufdrängen und die natürlich inmitten des sächsischen Volkes und der evangelischen Kirche in Siebenbürgen immer wieder erörtert werden, finden klare Antworten: wie war es möglich, daß dieser Stamm sich erhalten hat? wie konnte die evangelische Landeskirche sich entwickeln? und was wird die Zukunft Beider sein? Die Antwort ist tröstlich für die Sachsen und erfreulich für ihre Freunde: die Zukunft wird keine leichte sein — auch die Vergangenheit ist es nicht gewesen — aber es ist kein Anlaß, an ihr zu verzweifeln. Vergangenheit und Gegenwart bieten Mittel der Erhaltung. Der Verfasser hat im ganzen Land so viel Kraftgefühl, die auch bei der Feier in Hermannstadt bedeutsam zu Tage trat, gefunden und so viel tüchtige Arbeit, daß er ein Recht zu haben glaubt, der Zukunft beruhigt entgegen zu sehen. Ueberraschend tief hat der Verfasser in die kirchlichen Verhältnisse hineingeblickt. Seine Schilderung der Volkskirche im dritten Vortrage, ihrer Vorzüge und ihrer Schwächen ist trefflich gelungen. Es ist uns eine Freude, von dem fernstehenden Beobachter zu hören, daß er mit der Ueberzeugung aus dem Lande schied, „daß auf allen Punkten ein Prozeß der Vorwärtsbewegung, der Vertiefung zu konstatieren ist.“ Was Schubert von der Innenarbeit der Kirche sagt, giebt gleichfalls eine Beruhigung für die Zukunft: „Dieses Volk — so schreibt er —, das alle Tugenden der sogenannten bürgerlichen Gerechtigkeit pflegt und mit Begeisterung Schillerschen Idealismus in seine Jugend pflanzt, besitzt damit nicht nur eine Grundbedingung für sein nationales Uebergewicht, das heißt für seinen irdischen Bestand, sondern auch für eine starke, großgeartete und gesunde Entfaltung christlicher Frömmigkeit, die gerade in ihrer tiefsten Fassung als ethischer Erlösungsglaube den höchsten sittlichen Idealismus in Anspruch nimmt.“

Was das Büchlein über die Verbindung des nationalen Lebens mit dem evangelisch-kirchlichen sagt, ist besonders lesenswert Unter die Bedingungen der Erhaltung des Einen und des Andern — die übrigens hier mit einander stehen und fallen — rechnet Schubert mit Recht die ununterbrochene Teilnahme der evangelischen Kirche in Deutschland, die im Gustav-Adolf-Verein auch materielle Hilfe gewährt. Das vorliegende Büchlein ist geeignet, sie zu stärken und zu vermehren. Angesichts des wachsenden Interesses für den österreichischen Protestantismus ist es nicht unangezeigt, daran zu erinnern, daß die steigende Teilnahme für die eine nicht die für die andre Kirche schädigen darf.

Das Buch aber, für das wir dem Verfasser herzlichen Dank sagen, sei in Deutschland und in Siebenbürgen aufs beste empfohlen. Es ist ein zuverlässiger Führer und erfüllt, was der Verfasser wünscht, „daß es dem Volke und seinen vielen Freunden dazu mit verhelfen möge, den Weg der Rettung, den es auch durch dieses Thal der Prüfung geben wird, mit möglichster Klarheit zu erkennen.“

Teutsch

Zu Harnacks Wesen des Christentums. Der Besprechung von Harnacks Buche muß ich zwei Bemerkungen hinzufügen. Die erste wird mir nicht leicht, weil sie gegen die von mir geschätzte Verlagshandlung Klage erhebt. Von mehreren Seiten ist mir zur Pflicht gemacht worden, über Ausstattung und Preis des Buches ein Wort zu sagen. Das Buch müßte besser ausgestattet oder billiger sein.

Zum Vergleiche bietet sich uns ungesucht Sheldons „In seinen Fußstapfen“. Göttinger Ausgabe: 248 Seiten, kartonniert 1,60 Mk., gebunden 2 Mk. Der Einband ist dem des Harnackschen Buches zum Verwechseln ähnlich. Dieses kostet broschiert 3,20 Mk., gebunden 4,20. (Man beachte die 20 Pfennige!) Das Papier mag etwas besser sein. Dafür sind es 189 Seiten weiter Druck gegen 248 engen bei Sheldon. Vor allem aber: auf wie geringen Absatz konnte Sheldon rechnen und auf wie ungemessenen Harnack! Jetzt ist das fünfzehnte Tausend angekündigt; würde sich die Verlagshandlung mehr Mühe darum geben, könnte sie schon weiter sein. Solche Bücher sollten überhaupt nur gebunden zum Verkauf kommen. Es hat lange gedauert, ehe ich ein gebundenes Exemplar zu sehen bekommen habe, hier in Marburg lagen nur broschierte aus, ich mußte mir eins kommen lassen, um meine Neugier zu befriedigen. Natürlich giebt es Bücher mit schlechterem Papier und geringerem Einband! Aber wie große Fortschritte hat das Buchgewerbe gemacht. Man vergleiche die Ausstattung, die die Firma Teubner dem Buche von Heinrich Gelzer gegeben hat, aus dem unsre Leser ein Kapitel schon kennen (s. Nr. 42). Freilich hätte sich für Harnack nicht das Gleiche geschickt. Aber die Verlagshandlung mußte es sich zur Ehre schätzen, hier ihr Bestes zu leisten. Dann war uns der Preis nicht zu hoch. Ja wir hätten es einen guten Einfall genannt, wenn die Verlagshandlung eine ausnehmend solide und feine teure Ausgabe veranstaltet hätte, für den Weihnachtstisch und für Liebhaber überhaupt, und daneben eine billige, eine 2 Mark-Ausgabe etwa, wenn sie nicht noch tiefer limitieren wollte im Vertrauen auf zu erwartenden Massenabsatz. Wie die Ausgabe heute ist, genügt sie den gerechten Ansprüchen weder nach der einen noch nach der andern Seite hin.

Meine zweite Bemerkung ist friedlicher und wird auch der Verlagshandlung besser gefallen. Wir haben in Harnacks Vorlesungen endlich ein Buch, von dem wir voraussetzen dürfen, daß es auch die Gebildeten lesen werden, die Schriften von Theologen sonst nicht lesen. Wir dürfen aber insbesondere als gewiß annehmen, daß kein Leser der Christlichen Welt es ungelesen lassen wird. Ich möchte unsre Mitarbeiter und Freunde alle darauf mit Ernst aufmerksam machen. Wir dürfen also davon ausgehen, daß unsre Leser alle diese Gesamtdarstellung des Christentums kennen und sich auf ihre Weise damit auseinandergesetzt haben oder auseinandersetzen. Davon sollen wir profitieren, daran anknüpfen. Fragen, die das Buch lebendig macht, sollten wir nach den verschiedensten Richtungen hin weiter verfolgen; in andern Artikeln dürfen wir uns kürzer fassen und an Gemeinsames appellieren, indem wir auf das Buch verweisen. Kurz, sammeln wir die zerstreuten Geister um dies Buch! Es ist eine Etappe. R

Kleine Mitteilungen. Auf der Marburger Missionskonferenz am 1. November vertrat Missionsinspektor D. Merensky aus Berlin unter andern Thesen die folgende:

„Die Missionare haben den heidnischen Volksverband, in den sie treten, zu achten, haben dessen Obrigkeit zu ehren und sich für die Zeit ihres Aufenthalts im heidnischen Lande als deren Unterthanen anzusehen, soweit ihre Beziehungen zu Land und Volk in Betracht kommen, und ihr Bekenntnis und Stand es erlauben. Die Missionare sollen deshalb davon absehen, sich unter den besondern Schutz ihrer heimischen Regierung zu stellen. Wird solcher Schutz ihnen oder ihren Christen ohne ihr Zuthun zu teil, so haben sie ihn mit äußerster Zurückhaltung und Vorsicht und nur in besondern Fällen zu benutzen.“

Auf die Frage, ob das nur seine Privatansicht oder von den evan-

gelischen Missionsgesellschaften ausnahmslos angenommener Grundsatz sei, versicherte er, daß nicht nur unter den deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, sondern auch mit den englischen und amerikanischen hierin Einigkeit herrscht. Das habe sich auf der jüngsten internationalen Missionskonferenz in London gezeigt. — Vortrefflich! Aber welche Schritte haben die Missionsgesellschaften gethan, ihren Wunsch und Willen den Regierungen bekannt zu geben? Es genügt offenbar nicht, daß in solcher Richtung Gesinnungen gehegt und auf Konferenzen Gedanken ausgetauscht werden, sondern es müssen auch die entsprechenden öffentlichen Schritte gethan werden. Wie sich die politischen Gewalten dann verhalten, ist deren Sache; aber die Missionen sollen Alles thun, was zur Klärung hilft.

Die Kölnische Volkszeitung berichtete unter dem 29. Oktober: „Sechs Patres der Steyler Mission wurden als offizielle deutsche Dolmetscher angestellt. Sie begleiten die Truppen ins Innere Chinas."

Kreuz und Schwert! Evangelische Missionare würden sich dazu nicht gebrauchen lassen. Aber umsonst thun das auch die Katholiken nicht. Und muß denn nun nicht jeder Patriot einsehen, wie viel nützlicher die katholische Mission ist als die so unpraktische evangelische?

Aus dem Tagebuch des kaiserlich-chinesischen Zollbeamten Hermann Bismarck, der in Peking mit eingeschlossen war, zwei Stellen, die auch in ihrem Nebeneinander merkwürdig sind. Beide vom 15. Juni: „Ob die Missionare wohl fühlen, was für eine Verantwortung jetzt auf ihnen ruht; denn darüber ist kein Zweifel, daß von ihnen viel, wenn nicht direkt, so doch indirekt, gesündigt ist." Das klingt nicht eben missionsfreundlich. Umso schwerer wiegt das Andre: „Es ist geradezu erhebend, zu sehen, wie manche schon dem Tode geweihte, alte, verwundete Männer den jüngeren Christen Trost zusprachen und sie in ihrem Glauben zu bestärken suchten. Hsiang t'ien chu, Denk an Gott! hört man fast überall, und hier erst lernt man das Wort Märtyrer in seiner ganzen, edlen Bedeutung kennen." —

Paritätisch-Büreaukratisches. Als die Bewohner des evangelischen Kreises Wetzlar am 1. November 1900 an ihr Tagwerk gingen, blieben ihre Postanstalten geschlossen. Warum? Es war der Tag Aller Heiligen. Das ist ein Feiertag — in der Rheinprovinz. Und der Kreis Wetzlar gehört — zur Rheinprovinz. Nur ja nicht zu viel Konzessionen dem Leben und der Wirklichkeit! —

Weihnachten wirft sein Licht voraus. Wir werden in den nächsten Nummern viel Bücherbesprechungen bringen. Und wer von unsern Mitarbeitern freiwillig oder in Auftrag Empfehlungen einzusenden die Absicht hat, der möge das möglichst bald thun. Nr. 51 ist schon Weihnachtsnummer! —

Für das notwendige Liebeswerk sind dringend mehr Mittel erforderlich. Alle, die sich für die Sache interessieren, sollen gebeten sein, dafür zu opfern und zu sammeln. Auskunft wird auf Wunsch gern erteilt. R

Quittung

Für die evangelische Kirche in Turn (vergl. Nr. 38): 7 Mk. von evangelischen deutschen Freunden in Berlin; 5.50 von Schulkindern in Giengen; je 5 von N N, Giengen; aus der Gemeinde Spellen; von P, Worbis; von L, Petershagen; von L, Petershagen; 2 von B, Erlge.

Für die evangelische Kirche in Klostergrab: 15 Mk. aus dem Kirchspiel Fleisbach.

Für Armenien: 10 Mk. von O A, Naumburg.

Für das notwendige Liebeswerk: 100 Mk. von S S, München; 20 von J R, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 19. November abends 8 1/2 Uhr im Patriotischen Gebäude, Zimmer Nr. 20 erster Stock. Vortrag des Herrn Prof. Titius aus Kiel über Paulus u. Jesus.

Soeben erschien das 2. Heft von

„Halte, was du hast,"
Zeitschrift für Pastoraltheologie,
herausgegeben von
D. Eugen Sachsse,
XXIV. Jahrgang 1900/1 (Preis halbjährlich bei postfreier Zusendung M. 4.—)

Aus dem Inhalt des Heftes führen wir an:
Köstlin, Konrad Durplatz aus Friedberg.
Valeton, Der Streit zwischen Ahab und Elia. I.
Achelis, Prof. D. E. Chr., Referat über homil. Litteratur. II.
Meditationen und **Predigten über freie Texte** für **Weihnachten, Jahresschluß** und **Neujahr:** Matth. 1, 18—23 — Joh. 1, 14—16 — Psalm 118, 23—26 — Luk. 2, 11 — Hebr. 13, 8 — Luk. 8, 50 — Hebr. 13, 8 von Wächtler — Erdmann — Splittgerber — Schiller — Maurer — Schumann — Braun.
Kasualien.
Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart (Generalversammlung des Ev. Bundes u. a.). — **Aus der übrigen theologischen Litteratur** (Neuere Erscheinungen zur Lehre vom heil. Geiste).
Zeitschriftenschau. Referate von A. Eckert.
Verlag von **Reuther u. Reichard** in **Berlin W. 9.**

Gesucht ein Geistlicher
für die Evangelisch-Lutherische Gemeinde in Honolulu, Hawai-Inseln, ein jüngerer Mann, verheiratet, aus dem Kreise der Freunde der Christlichen Welt. Bis zum 1. März 1900 in Honolulu einzutreffen. Gehalt Doll. 3000 (= 12000 Mark) bei freier Wohnung; freie Reise nach Honolulu und, falls der Pfarrer 5 Jahre im Dienste der Gemeinde verharrt, auch freie Rückreise. Meldungen an D. Rade in Marburg i. H.
Im Auftrage des Kirchenvorstandes
Honolulu, 16. Oktober
Hans Isenberg, Pastor

Zur **Leitung des Haushaltes** im kaufm. Haus und zur Pflege der kranken Hausfrau (keine Kinder; Dienstmädchen, Wartefrau vorhanden) wird nach **Gotha** zu Anfang des nächsten Jahres eine **ältere Dame,** den besseren Ständen angehörig, gesucht. Off. sub. **E. M.** an die Exped. d Ztg.

Eine deutsche Familie in **Chile** sucht einen **Hauslehrer** für 2 Kinder im Alter von 9 und 11 Jahre. 100 Mk. Monatssalair, freie Station, freie Ueberfahrt. Offert. an Hilfsgeistlichen **Winkler, München, Thierschstr. 28 III,** wo noch Näheres zu erfahren.

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Bekanntmachung

An der unter unserm Patronat stehenden **St. Katharinen-Kirche** hierselbst wird **die Stelle des Archidiakonus** durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich alsbald frei.

Die Stelle gehört zur Klasse I des § 2 Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Mit der Stelle ist eine **Dienstwohnung** verbunden. Außerdem wird eine **feste Zulage** von 330 Mk. gewährt.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 1. Dezember d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg a. H.,
den 25. Oktober 1900
Der Magistrat

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Engelswerk
C. W. Engels
in **Foche** bei Solingen-K.
GrössteStahlwaarenfabrik mit Versand nur an Private

Preisliste (4000 Nrn.) umsonst und franko!

Empfehle als Geschenk, für fast alle Gelegenheiten passend:

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— M.	ohne Kiste und Porto

Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um
Hugo Rother's Buchhandlung (Martin Warneck) Berlin W. 9.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament

In Verbindung mit

J. Benziger, A. Bertholet, K. Budde, B. Duhm, H. Holzinger und G. Wildeboer

herausgegeben von

D. Karl Marti,

ord. Professor der Theologie an der Universität Bern

Vollständig in zwanzig Lieferungen

Erschienen sind 11 Lieferungen

Sprüche — Hiob — Richter — Hesekiel — Genesis — Die fünf Megillot — Könige — Psalmen Deuteronomium — Jesaja — Exodus

Der Subscriptionspreis von Mk. 60.— erlischt am 31. Dezember 1900

Soeben hat zu erscheinen begonnen:

Die Wohnungsfrage und das Reich.

Eine Sammlung von Abhandlungen, hrsg. vom

Verein Reichs-Wohnungsgesetz.

I. **Die Wohnungsinspektion u. ihre Ausgestaltung durch das Reich,** vom Beigeordneten Freih. v. d. Goltz in Straßburg. Mk. 1.50

Im Anhang reiches Gesetzmaterial

II. **Reichshilfe für Errichtung kleiner Wohnungen,** von Landesrat Dr. Liebrecht. Mk. —.40

III. **Die Baugenossenschaften im Rahmen eines nationalen Wohnungsreformplanes,** von Paul Kampffmeyer. Mk. 1.—

Partiepreis bei Abnahme von mindestens 20 Exemplaren je 50 Pfg.

In Kurzem folgen weitere 7 Hefte.

Subskriptionspreis für alle 10 Hefte 5 Mark. (Die Einzelpreise allein der ersten 3 Hefte betragen bereits Mk. 2.90. **Der Subskriptionspreis erlischt am 31. Dezbr. 1900**)

Die Abhandlungen umspannen beinahe alle wichtigeren Gebiete der Wohnungsreform und sind hervorragend geeignet zu einer schnellen und zusammenfassenden Orientierung auf den einzelnen Gebieten.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag.

Eine Einführung in die theoretische Oekonomie.

Von **Dr. G. Cassel.** Mk. 4.—

Der durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten bekannte Verfasser behandelt das bedeutungsvolle Thema in neuer und erschöpfender Weise.

Die Verhandlungen des 11. Evangel.-sozialen Kongresses 1900.

200 S. Mk. 2.—

„Welche sittlichen und sozialen Aufgaben stellt die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht unserem Volke?" Diese Frage, behandelt von Prof. Rathgen, Dr. Lepsius, Fr. Naumann, Dr. Christlieb (Tokio) u. a. muß zur Zeit Jedermann interessieren. Nicht minder zeitgemäß sind die andern Themata: Erziehung der schulentlassenen Jugend und die Wohnungsfrage, deren sachkundige Erörterung d. reichhaltige, wohlfeile Bericht bringt.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Erklärung

Vorkommnisse der letzten Zeit veranlassen mich zu der Erklärung, daß die

Übersetzung des Alten Testaments

in Gemeinschaft mit mehreren Fachgelehrten

herausgegeben

von

D. E. Kautzsch,

Professor in Halle a. S.

gesetzlich geschützt ist und daß sie daher weder im Ganzen noch in einzelnen Stücken ohne meine Genehmigung in anderen Schriftwerken abgedruckt werden darf.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Tübingen

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

F. Brockes:

Quer durch Kleinasien

Neu!

Bilder von einer Winterreise durch das armenische Notstandsgebiet

Vorw. v. Gen.-Sup. D. Braun

Mit 138 Abbildungen

Preis 4 M., gebunden 5 M.

H. Gehring:

Südindien

Neu!

Land u. Volk der Tamulen

Mit 91 Abbildungen und 1 Karte

Preis 5 M., gebunden 6 M.

Weihnachts-Spiele für die Volksbühne

von Pfarrer Dr. **Johannes Lehmann** in Freiberg i. Sa.

Aschenbrödel, 90 S. 2. Aufl. Preis 50 Pfg.

Dornröschen, 40 S. 2. Aufl. Preis 25 Pfg.

Schneewittchen, 64 S. Preis 50 Pfg.

Ausführlichen Prospect gratis

Verlag von **ALFRED LORENTZ**

Spezialbuchhandlung für Theologie

Leipzig, Kurprinzstrasse 10

Johanna Spyri:

Am Sonntag

Eine Volks-Erzählung

M. 1.—, elegant geb. M. 1.50

Eine ergreifende Geschichte aus den Schweizer Bergen, worin uns die beliebte Schriftstellerin den Segen des Sonntags schildert.

Verlag von **Martin Warneck** in Berlin W. 9.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein

Frankfurt a. M.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei litterarische Beilagen: von der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher in Leipzig und von dem Verlag der Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes in Berlin